Nr. 277 — Jahrgang 16 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 30. November 1930

# Volkswille

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0,15 Zlp. Anzeigen unter Text 0,60 Zlp. von außerhalb 0,80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 30. 11. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

# Die deutsche Beschwerde in Genf

## Der Inhalt der Note — Entschädigung an die Betroffenen gefordert — Um die Sicherung der Rechte Anklagen gegen den Wojewoden — Der Aufständischenverband der Schuldige!

**Berlin.** Aus dem Inhalt der deutschen Protestnote gegen Polen, die am Donnerstag spät abends nach Genf abgesandt wurde, vermag die „Vossische Zeitung“ folgende Einzelheiten mitzuteilen: Die deutsche Regierung verlange in der Note, daß der Völkerbund auf Grund der bestehenden Abkommen über die Behandlung der Minderheiten gegen die Verletzung der Rechte eingreife, daß die durch polnische Terrorakte betroffenen Deutschen entschädigt und die politischen Rechte der deutschen Minderheit in Zukunft gewahrt werden. Das Material, auf das sich die Beschwerdenote stützt, ist in zwei Gruppen behandelt:

1. Entrechtung der deutschen Minderheit und
2. Terrorakte gegen einzelne Deutsche.

Zu der ersten Gruppe gehört die Feststellung, daß zahlreiche polnische Staatsangehörige deutscher Nationalität nicht in die Wählerlisten aufgenommen wurden, mit der Begründung, sie besäßen nicht die polnische Staatsangehörigkeit. Allein in Kattowitz und Königshütte ist 30 000 Wählern deutscher Nationalität die Aufnahme in die Wählerlisten verweigert worden.

Der schlesische Wojewode ließ durch Anschlag erklären, daß die Wähler öffentlich oder geheim stimmen könnten. Aber im Wahlbezirk Kattowitz forderte die Bezirkswahlkommission die Aufständischenverbände ausdrücklich auf, zu beobachten, welche Wähler geheime Stimmzettel abgäben und dadurch deutscher Gesinnung verdächtig seien.

Zu den Terrorakten in Oberschlesien wird festgestellt, daß die polnischen Behörden das Vorgehen des Schlesischen Aufständischenverbandes wohlwollend geduldet haben, daß der höchste Beamte in Polnisch-Oberschlesien, der Wojewode, Ehrenvorsitzende des Aufständischenverbandes ist und daß der zu Gewalttaten auffordernde Aufruf der Aufständischenverbände von zahlreichern Inhabern öffentlicher Aemter unterzeichnet war. Zum Schluß werden die besonders schwerwiegenden Ueberfälle in Nikolai, Sohrau, Kattowitz, Hohenbirken und Golassowitz geschildert.

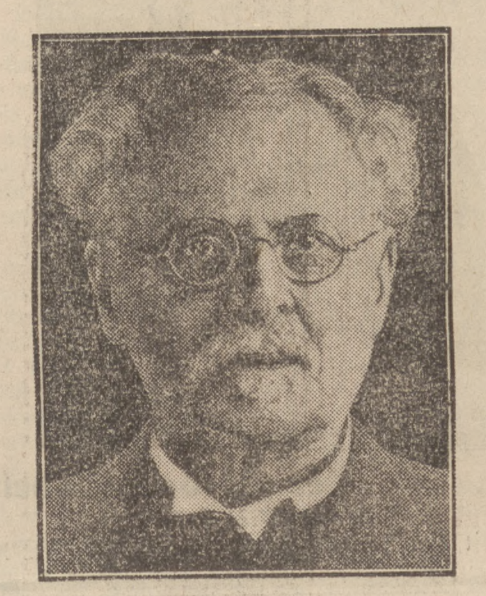
### Grazynski rechtfertigt

**Der Wojewode über die polnischen Wahlen und die Deutschenverfolgung.**

**London.** Der Wojewode Grazynski gewährte dem Warschauer Berichterstatter der „Times“ eine Unterredung, in der er sich in den heftigsten Angriffen gegen Deutschland erging. Die Wahlen hätten in einer stürmischen Atmosphäre stattgefunden. Die deutschen Forderungen nach Revision der Grenzen, die Reden von Treviranus und anderen Ministern, der Wahlerfolg der Nationalsozialisten hätten die Polen alarmiert und die Deutschen erregt. Dr. Grazynski habe alle Vorsichtsmaßnahmen (!) bei den Wahlen getroffen. Es seien nur drei kleinere Zwischenfälle vorgekommen. Die Frage, wie es komme, daß trotz der gleichen Wahlabstimmung wie früher die Zahl der ungültigen Stimmen von 5000 auf 50 000 gewachsen sei, sucht Grazynski damit zu erklären, daß zur selben Zeit die Sejm- und Senatswahlen stattgefunden hätten. Tausende hätten hierdurch Fehler gemacht. Vermutungen, wonach deutsche Vertreter zur Auszählung der Wahlstimmen nicht zugelassen worden seien, wären nicht wahr (!). Die Hauptschwierigkeit liege darin, daß die Deutschen nicht anerkennen wollen, eine politische Partei zu sein, die wie jede andere in den Wahlen konkurrieren müsse. Die kleinsten Zwischenfälle, die man in Polen und Deutschland als unvermeidliche Begleiterscheinung des Wahlfeldzuges ansehe, würde sofort zu Angriffen auf die geheiligten Rechte einer nationalen Minderheit aufgebauscht (?) und ließen die Flut deutscher Propaganda anschwellen.

*

Wäre der „Times“-Korrespondent nicht so bequem, sondern wäre nach Oberschlesien selbst gekommen, so hätte er wohl eine andere Kenntnis der Dinge erlangen können, als durch das Interview mit dem Wojewoden, der alle Ursache hat, die Verhältnisse im rosigsten Lichte darzustellen.



### 500 000 Mark für die Universität Leipzig gestiftet

hat Geheimrat Ilgen-Dresden — mit der Bestimmung, daß diese Stiftung in erster Linie für eine Goethe-Ehrenhalle verwendet wird, die zur Erinnerung an Goethes Studienzeit in Leipzig errichtet und bei den im Jahre 1932 bevorstehenden Gedenkfeiern des 100. Todestages des Dichterfürsten eingeweiht werden soll.

# Kabinett Slawek in Sicht

## Der Regierungswechsel bestimmt — Die „neue“ Regierung tritt vor den Sejm

**Warschau.** Wie amtlich verlautet, hat Marschall Pilsudski in der vertraulichen Sitzung des Kabinettsrats am Freitag erklärt, daß er mit Rücksicht auf die Uebermüdung und seinen Gesundheitszustand sich nicht mehr in der Lage sehe, die Regierungsgeschäfte als Chef des Kabinetts weiterzuführen. Daher sehe er sich veranlaßt, seinen Rücktritt und den des gesamten Kabinetts einzureichen. Er habe diesen Entschluß dem Staatspräsidenten bereits mitgeteilt, der auf seinen Vorschlag den Vorsitzenden des Regierungsblocks, Oberst Slawek, der bereits vor der Uebernahme der Regierung durch Pilsudski Ende August des Jahres einige Monate Chef des polnischen Kabinetts gewesen ist, mit der Regierungsbildung betraut habe. Sobald Oberst Slawek das neue Kaibnett gebildet habe, werde er, Marschall Pilsudski, seinen Rücktritt offiziell erklären. In politischen Kreisen wird angenommen, daß das neue Kabinett Slawek keine wesentlichen Veränderungen aufweisen wird und daß daher die „Regierungskrise“ nur kurze Zeit dauern dürfte.

### Auch noch Wirtschaftskampf?

**Polnische Zollerhöhungen gegen Deutschland.**

**Warschau.** Im polnischen Gesetzesblatt vom 27. November werden mehrere Veränderungen des polnischen Zolltarifs veröffentlicht, die ungefähr 70 Positionen betreffen. Hauptsächlich Fertigwaren, Motoren, elektrische Maschinen, Benzin- und Oelprodukte sowie Papier, Wäsche und elektrotechnische Waren. Die Zollerhöhung sieht für manche Waren sehr beträchtliche bis über 100prozentige Erhöhungen vor. Die Veränderungen des Zolltarifes treten 15 Tage nach der Verlautbarung in Kraft.

### Bürgerblockregierung in Oesterreich?

**Wien.** Eine amtliche Verlautbarung über die am Donnerstag zwischen den bürgerlichen Parteien geführten Verhandlungen zur Neubildung der Regierung besagte, daß die Vertreter des Heimatblockes ihre prinzipielle Geneigtheit ausgesprochen habe, an der Regierungsbildung unter der Führung der Christlichsozialen teilzunehmen, und daß auch die Vertreter des Schoberblocks erklärt haben, sich unter Einbeziehung des Heimatblockes an der Regierungsbildung zu beteiligen. Ueber Personalfragen sei noch nicht gesprochen worden.

## Nerven behalten!

**Gegen den Strom der nationalistischen Stimmung!**

Nichts wäre einfacher, als sich vom Strudel der politischen Leidenschaft mitreißen zu lassen und Gewalt dort zu predigen, wo Vernunft Platz greifen muß. Die deutsche Minderheit in Ostoberschlesien hat in den letzten Wochen unsägliche Leiden bestanden, sie hat nicht hoffen können, daß die hierzu berufenen Organe ihr den garantierten Schutz gewähren ließen. Und dies kann solange nicht erwartet werden, wenn an der Spitze der Wojewodschaft als veranwortlicher Leiter ein Mann steht, der sich mit denen solidarisiert, die diese Verbrechen begangen und zu diesem Terror auf Wahlplakaten aufgerufen haben. Solange man diese Menschen als die „Edelsten“ der Nation bezeichnet, sie den „Sauerteig“ patriotischer Gesinnung nennt, wie es der Wojewode Dr. Grazynski in seiner zweiten Budgetrede genannt hat, solange er sich als der geistige Führer dieses Aufständischenverbandes bezeichnet, kann niemand erwarten, daß eine Befriedung des oberschlesischen Gebietes eintritt, und solange die Warschauer Regierung den Wojewoden auf seinem Posten duldet, ist sie mitverantwortlich für alles, was in Oberschlesien in den letzten Wochen geschehen ist. Wir schreiben dies nieder mit dem Bewußtsein, dies auszusprechen, manchen Stellen unangenehm ist. Aber wir als Sozialdemokraten und als Deutsche zugleich, haben den Mut, niederzuschreiben, was ist. Nichts kann uns daran hindern, dem Nationalismus zu sagen, daß wir sein Gebahren in dieser Stunde als ein Verbrechen an den benachbarten Nationen betrachten.

Obgleich es in den letzten Monaten Mode geworden ist, daß Gewalt vor Recht geht, so vertreten wir an dieser Stelle doch die Anschauung, daß Recht vor Gewalt geht. Die Vorgänge in Ostoberschlesien haben die Welt in Erstaunen gesetzt. Man war polnischerseits bemüht, diese Dinge als diplomatische Intrigen gegen Polen auszudeuten. Wer diese letzten Wochen durchlebt hat, der wird ruhigen Gewissens sagen, das Ausland weiß noch lange nicht alles. Diese Tatsachen waren es, die die Reichsregierung veranlaßten, auf Grund der Genfer Konvention den Völkerbund anzurufen, ihn aufzufordern, in Ostoberschlesien nach dem Rechten zu sehen. Die Beschwerde ist in Genf eingetroffen, wir möchten über ihren Inhalt kein Wort verlieren, sie darf aber für sich die Objektivität in der Betrachtung der Vorkommnisse in Anspruch nehmen. Leider ist wieder der Weg beschritten worden, den die deutsche Minderheit lange genug gegangen ist, ohne daß der Erfolg jemals für sie auch nur die bescheidensten Früchte gezeitigt hat. Wir hätten es viel lieber gesehen, wenn man sich in Warschau und Berlin über die Folgen Rechenschaft abgelegt und lieber die offiziellen Vertreter an einen Tisch gerufen und nachgeforscht hätte, wie es besser werden kann. Wie sich die Verhältnisse gestaltet haben, darüber kann der Präsident der Gemischten Kommission, Herr Calonder, die beste Auskunft geben. Und wir begrüßen seine Offenheit, daß er einem Teil der nationalistischen Hetzer in Deutschland, die ihnen gebührende Abfuhr gegeben hat, indem er sich entschieden dagegen wehrte, daß fremde Dritte in die Aktion der Regierungen eingegriffen haben.

Aber wir geben uns auch darüber Rechenschaft ab, daß die deutsche Beschwerde in Genf überflüssig gewesen wäre, wenn man in Ostoberschlesien mehr auf die Zukunft, als auf augenblickliche Erfolge Wert gelegt hätte. Dies ist leider nicht geschehen. Niemand wird uns deshalb der Staatsfeindlichkeit zeichnen können, wenn wir hier klar und deutlich aussprechen, daß unter den gegebenen Umständen die deutsche Regierung eingriff und den garantierten Schutz der deutschen Minderheit forderte, die wahrlich in den letzten Tagen ein Heldentum an den Tag gelegt hat, wofür sie Zeugnis für ihre Lebensexistenz bewies. Und wir können einer Auslassung zustimmen, die in der Auslandspresse bekannt wurde, daß „was ein echter Oberschlesier ist, sich von all den Gewalttaten nicht überraschen lassen, sondern treu zu seinem Volkstum stehen wird“. Wir werden den echten und überzeugten Polen nicht ihre Nationalität rauben und wir wünschen nur, daß man unsere Sprache und unsere Kultur achtet, wie wir auch die ihrige achten wollen. Es ist uns dies in der letzten Zeit nicht leicht gemacht worden, und erst, als unsere Erwartungen, daß wir auf Schutz rechnen können, getäuscht worden sind, haben wir uns entschlossen, auch den Schritt des Deutschen Volksbundes zu billigen, der seinerseits eine Beschwerde an den Völkerbund durch die Gemischte Kommission ergehen läßt. Wir unterstreichen mit allem Nachdruck, daß wir uns über diesen

Schritt keinerlei Illusionen hingeben. Wer die Zusammensetzung des Völkerbundes kennt, wird sich darüber klar sein, daß wohl der Schritt der deutschen Regierung, als auch die Aktion des Deutschen Volksbundes, nichts mehr als ein Protest sind, denn beide Regierungen müssen schließlich nachgeben und durch Versprechen eine Besserung der Verhältnisse abwarten.

Um der Vorkommnisse in Oberschlesien willen, wird noch kein Krieg vom Stapel gebrochen und die Erregung in Deutschoberschlesien ist mindestens übertrieben, denn die nationalistischen Hetzer sollten ihre eigenen Verhältnisse in Ordnung bringen, bevor sie mit „Vergeltungsmaßnahmen“ an Unschuldigen ihre „Sympathien“ für uns beweisen. Der Vertrag über Oberschlesien ist nicht von unreifen Burschen, sondern von Regierung zu Regierung beschlossen worden und so sehr wir auch Zweifel hegen, ob uns mit den Protesten gedient ist, so müssen wir doch diesen Instanzen die Führung der Angelegenheit überlassen und uns mit aller Entschiedenheit gegen jede weitere Verhetzung wenden. Alle diejenigen, die da glauben, daß durch die Völkerbundsbeschwerden eine Entspannung der Verhältnisse eintritt, wenn man Gewalt mit Gewalt zu vergelten sucht, die jagen Illusionen nach, wie einst, als sie alle Nationen „siegreich“ schlagen wollten und letzten Endes die Geschlagenen wurden, an deren Folgen sie eben auch heute noch leiden und deren Auswirkungen spüren, ohne zu begreifen, warum? Vergessen wir nie, daß uns keine Hilfe von außerhalb kommen kann. Wir sind Bürger dieses polnischen Staates und müssen mit dessen Regierung unser Geschick gestalten. Weil wir nicht genügend zusammenhalten, als Deutsche zerplittert sind, wobei die einen das Parteiprinzip, die anderen die Religion in den Vordergrund des nationalen Interesses stellen, deshalb sind wir in der politischen Strömung des polnischen Staates ohne Einfluß und Politik im Interesse seines Volkstums kann nur treiben, wer in der polnischen Demokratie Rückhalt hat, das heißt, für seine nationalen Forderungen die Unterstützung des polnischen Volkes erwarten kann.

Wir geben zu, daß der Gegenpart diese Tatsache nicht anerkennen will. Wir wissen, daß sich weite Kreise der polnischen Bevölkerung dem Irrtum hingeben, daß man das Deutschtum mit ein wenig Druck niederschlagen und ausschalten kann. Aber der Geist ist stärker als Gewalt und auf diese deutsche Treue, auf diesen deutschen Geist und seine Zugehörigkeit zur deutschen Kultur bauen wir, sind felsenfest überzeugt, daß uns keine Ausrottungspolitik in unserem Glauben an die deutsche Minderheit und ihre Daseinsberechtigung täuschen wird. Wir werden uns mit den rechtlichen Mitteln wehren und damit den Beweis liefern, daß wir unsere Heimat und unsere Sprache und Kultur verteidigen und dem Staate gewähren, was des Staates ist, von ihm aber fordern, daß er die in den Friedensverträgen und in seiner Verfassung garantierten Rechte auch uns gegenüber erfüllt. Nichts mehr, aber auch nichts weniger ist unsere Forderung an die Regierung und an die verantwortlichen Stellen der Politik in der schlesischen Wojewodschaft. Es ist nicht unsere Schuld, wenn die Ereignisse über unsere Wünsche hinaus einen anderen Weg gegangen sind.

Ein Sturm der Entrüstung ist in Deutsch-Oberschlesien über die Vorgänge in der Wojewodschaft entfacht worden. Aber wir können nicht den Glauben teilen, daß er politischer Weitsicht folgt. Er ist erzeugt aus dem Haß, den die nationalistische Presse in beiden Ländern schürt und wir, polnische Bürger deutscher Nationalität, wünschen nicht, daß sich zwischen die Vertragspartner ein drittes Element hineinmischt. Man mag unser Vertrauen noch so sehr getäuscht haben, jetzt hat der Völkerbund das Wort, er mag uns nochmals enttäuschen, aber wir haben unsere Pflicht getan. Es ist viel verdienteren Männern um ihr Vaterland Unrecht getan worden und wir glauben nie an Gotteshilfe, aber wollen lieber Unrecht leiden, als Unrecht tun. Einmal wird die Geschichte entscheiden und wir sind uns bewußt, daß das Urteil über uns einwandfrei sein wird. Darum Nerven behalten, die Schuldigen verurteilen sich selbst. Die deutsche Minderheit aber muß mit den polnischen Volksgenossen zusammenleben und darum fort mit jeder Verhetzung, die nur ein größeres Leiden über uns und unsere Volksgenossen herbeiführen kann. Im Leiden Kopf und Nerven zu behalten, ist mehr, als in politische Leidenschaft zu verfallen, die unser Los nur noch verschlechtern kann. Abwarten, denn gestrenge Herren regieren trotzdem nicht lange. Und auf unserer Seite ist trotz alledem das Recht!

—ll.

## Bassanesi und Genossen aus der Schweiz ausgewiesen

**Basel.** Der schweizerische Bundesrat hat am Freitag beschlossen, die Antifaschisten Bassanesi, Tarchiani und Rosselli aus der Schweiz auszuweisen. Die beiden letzteren haben sich nach Beendigung des Prozesses in Lugano sofort wieder nach Paris zurückbegeben. Bassanesi hat noch bis Anfang Dezember seine Gefängnisstrafe abzubüßen.



**Heinrich Lhotzky †**

In Bodman am Bodensee starb im Alter von 71 Jahren der Schriftsteller Dr. Heinrich Lhotzky. Sein reiches schriftstellerisches Lebenswerk war von dem Gedanken getragen, für die Probleme des Lebens eine idealistische Lösung zu finden. Als einer der ersten Schriftsteller, die sich der Beschäftigung mit dem Kinde zuwandten, wurde er berühmt durch sein weitverbreitetes Buch „Die Seele deines Kindes“.

# Tardieu soll gehen

## Ein Finanzskandal im Kabinett — Vier Minister demissionieren — Doch noch geringe Mehrheit für Tardieu

**Paris.** In der Kammer wurde am Freitag im Zusammenhang mit dem Oustric-Fall ein sozialistischer Antrag, der feststellte, daß die Regierung

**nicht mehr die notwendige moralische Autorität besitzt,**

um die Geschäfte des Landes zu leiten, mit 293 gegen 279 Stimmen abgelehnt.

Die Sitzung begann zunächst mit der Aussprache über das Luftfahrtministerium. Der Abgeordnete Renaitour begründete seine Interpellation, in der von der Regierung Aufklärung über die Ursachen der vielen Unglücksfälle im Militärflugwesen gefordert wurde, wurde die Luftfahrtaussprache abgebrochen, um dem Haus Gelegenheit zu geben, zu der neuen Lage Stellung zu nehmen.

Ministerpräsident Tardieu gab sofort die Erklärung ab, daß die Regierung den beiden Unterstaatssekretären den Rücktritt bewilligt habe, um sie von allen Hemmungen zu befreien. Die Genehmigung des Rücktritts bedeute nicht, daß das Kabinett an eine Schuld der Unterstaatssekretäre glaube. Er sei fest davon überzeugt, daß ihre Beziehungen zum Oustric-Konzern einwandfrei gewesen seien.

Von sozialistischer und radikalsozialistischer Seite wurden daraufhin sofort Mißtrauensanträge eingebracht. Der Abgeordnete Landry von der radikalen Linken erklärte u. a., daß die Vertrauenskrise durch die Aussprache nicht abgeschwächt, sondern eher verstärkt worden sei. Gegenüber den Mißtrauensanträgen stellte Tardieu darauf die Vertrauensfrage. Die Regierung habe auf die Interessen des Landes Rücksicht zu nehmen und ihr Ansehen zu wahren.

Es folgte die Abstimmung über den sozialistischen Antrag.

Bei der Kammerabstimmung über die Vertrauensfrage erzielte Ministerpräsident Tardieu bei Stimmenthaltung der Sozialisten, Radikalsozialisten und Radikalen Linken eine Mehrheit von 303 gegen 14 Stimmen. Gegenüber der ersten Abstimmung hat Tardieu seine Mehrheit ziffernmäßig um 10 Stimmen verstärkt.

## Vor weiteren Rücktrittsgesuchen in Paris?

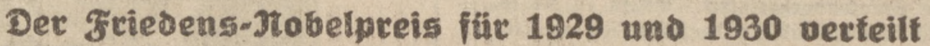
**Paris.** Wie in parlamentarischen Kreisen gerüchtsweise verlautet, sollen angeblich noch vier Mitglieder des Kabinetts die Absicht haben, im Zusammenhang mit der Oustric-Angelegenheit ihren Rücktritt einzureichen. Es handelt sich dabei um den Gesundheitsminister Ferry, den Unterstaatssekretär im Arbeitsministerium Cathala, den Unterstaatssekretär im Kolonialministerium, Delmont, und den Unterstaatssekretär der Finanzen, Detoche. Diese Gerüchte sind vorläufig mit größter Vorsicht aufzunehmen. Andeutungen über Rücktrittsabsichten des Kolonialministers Pietri sind zweifellos in das Reich der Fabel zu verweisen. In politischen Kreisen wird unterstrichen, daß die Stellung des Kabinetts Tardieu trotz der letzten Vorkommnisse nicht erschüttert sei.



**Der Friedens-Nobelpreis für 1929 und 1930 verteilt**

Staatssekretär Kellogg wurde mit dem Friedens-Nobelpreis für 1929 ausgezeichnet.

Erzbischof Dr. Söderblom erhielt den diesjährigen Friedens-Nobelpreis.



# Brüning vor der Entscheidung

## Vor der Aussprache im Kabinett — Sicherung der Sanierungsgesetze durch den Reichstag — Neue Verhandlungen mit den Parteiführern

**Berlin.** Das Reichskabinett wird sich am Sonnabend mit dem Ergebnis der bisherige Parteiführerbesprechungen des Reichskanzlers befassen. Von unterrichteter Seite wird versichert, daß der Reichskanzler nach wie vor bemüht sei, die Verabschiedung der Sanierungsgesetze auf parlamentarischem Wege zu ermöglichen. Man rechnet jedoch für Sonnabend noch nicht mit diesbezüglichen endgültigen Beschlüssen des Kabinetts, so daß, falls es sich herausstellen sollte, daß die Sanierungsgesetzgebung auf parlamentarischem Wege tatsächlich nicht sicherzustellen ist, die entsprechende Notverordnung kaum vor Montag erscheinen wird.

Die Mitteilungen eines Berliner Abendblattes, die darauf hinauslief, daß ein Teil der Sanierungsgesetze nicht vom Reich, sondern von den Ländern erlassen werden solle, werden von unterrichteter Seite als unzutreffend bezeichnet. In maßgebenden politischen Kreisen, die hinter der Reichsregierung stehen, hält man die dahinzielenden Vorschläge auch für sachlich, wie politisch undiskutabel. Ueber die Frage, ob der Artikel 48 gegebenenfalls auch auf verfassungsändernde Gesetzesvorlagen angewendet werden kann, wie sie die erforderliche Mehrheit im Reichsrat gefunden haben, ist das Justizministerium zu einem eingehenden Gutachten aufgefordert worden, das vermutlich gleichfalls Gegenstand der Sonnabendberatungen bilden wird.

## Morddrohung gegen Löbe

**Eine deutliche Antwort Hitlers.**

**Augsburg. Unmittelbar vor einer Massenkundgebung der Augsburger Sozialdemokratie erhielt der als Referent bestimmte Reichstagspräsident Löbe im Versammlungslokal von der Post einen Brief ausgehändigt, dessen Inhalt eine ungeschminkte Morddrohung war, dazu bestimmt, ihn in seinem Kampf gegen die Nazi einzuschüchtern.**

**Der anonyme Brief beginnt mit Schmähungen auf die Sozialdemokratie und schließt mit den Worten: „Wir warnen Herrn Löbe vor großen Phrasen. Dann könnte es möglich sein, daß er in Augsburg nicht mehr sprechen wird. Wir sind gerüstet und schlagfertig in dem Wort und in der Tat. Deutschland erwache. Juda verrecke!“ Am Schluß seiner zweistündigen Kampfesrede gegen die Nazi antwortete Löbe den Briefschreibern mit folgenden Worten: „Glaubt Herr Hitler, uns mit solchen Drohungen schrecken zu können? Die Leute, die seit Jahrzehnten an der Spitze der Arbeiterbewegung stehen, die im alten Deutschland durch die Gefängnisse geschleppt wurden, glauben Sie, daß diese Leute in der Stunde der Gefahr nicht an der Seite ihrer Freunde stehen? Ich werde nicht, wie Herr Hitler, in die Villa Hamfstängel flüchten und werde auch nicht in die Schweiz gehen, wohin andere ihr Geld vorausgeschickt haben.“**

**Stürmische Begeisterung der überfüllten Massenversammlung dankten dem Redner für seinen Kampfesmut.**

## Blum über die Mängel der Friedens-Verträge

**Paris. Der Führer der französischen Sozialisten Leon Blum unternimmt im „Populaire“ die Friedensverträge einer genauen Betrachtung. Niemand könne leugnen, so sagt er, daß die Verträge Rechtsbeugungen und Schwierigkeiten geschaffen hätten. Die Verträge hätten nur sehr mangelhaft der Nationalitätenprinzipien Rechnung getragen. Ein großer Teil der Schwierigkeiten sei auf die Unkenntnis oder Nichtachtung der wirtschaftlichen Tatsachen zurückzuführen, da die neue Grenzziehung Handelsbeziehungen, die im Laufe von Jahren zur Gewohnheit und zur Notwendigkeit geworden waren, zerstört habe.**

## Der neue amerikanische Arbeitsminister

**Neuyork.** Zum Nachfolger des in den Senat gewählten bisherigen Arbeitsministers Davis ist der Eisenbahngewerkschaftler William N. Doak ernannt worden.



**Peru vor einem neuen Umsturz**

**General Luis Sanchez Cerro,**

der neue Diktator Perus, der erst vor einem Vierteljahr an die Macht kam, scheint vor dem Sturz zu stehen. In Limas ist eine Gegenrevolution ausgebrochen, die bereits stark an Boden gewonnen haben soll.

# Polnisch-Schlesien

## Wir wollen die Wahrheit wissen

Die äußerst gespannte politische Situation, in der wir uns gegenwärtig befinden, kann leicht ein weiteres Blutvergießen zur Folge haben. Bei der gegenwärtigen Aufpeitschung der nationalen Leidenschaften ist das sehr naheliegend, sogar sehr wahrscheinlich. Die Tagespresse ist voll von Vorwürfen, die man sich gegenseitig macht und der Aufständischenverband veröffentlicht „Nachwahlappelle“ in welchen von der weiteren Offensive die Rede ist.

Wir haben gleich nach der Sonntagswahl darauf hingewiesen, daß wir solche Wahlen in Schlesien noch nicht gehabt haben, wie die am Sonntag. Sie haben uns mehrere Dutzend Verwundete und mehrere Tote gebracht. Hab und Gut von vielen unschuldigen Personen wurde zerstört und vernichtet. Wir haben gar keinen Einfluß auf die Untersuchung, die da über diese bedauernswerten Vorfälle geführt wird, wissen aber aus Erfahrung, daß eine einseitig durchgeführte Untersuchung geeignet erscheint, den gegenseitigen Haß und Groll nur noch mehr zu vertiefen. Wir werfen den Untersuchungsbehörden nichts vor und sind weit davon entfernt, ihnen irgendwelche Vorschriften zu machen oder Belehrungen zu erteilen. Wir bemerken nur, daß sie sich in der Richtung bewegen soll, daß in diese bedauernswerten Vorfälle gründlich hineingeleuchtet wird. Nur eine gründliche Objektivität ist geeignet, die Gemüter zu beruhigen und das Nebeneinanderleben der beiden Volksstämme zu ermöglichen. Wer schuldig ist, ist eben schuldig, und das ist völlig gleichgültig, ob er ein Deutscher oder ein Pole ist. Dieser Schuldige muß restlos ermittelt und der Oeffentlichkeit mitgeteilt werden.

Heute steht bereits fest, daß in Brzesie, Gorna Wilcza, Kochlowitz usw. lediglich die Aufständischen gehaust haben, während die Gegenseite nur der leidtragende Teil vor. Menschen wurden schrecklich mißhandelt und ihr Hab und Gut vernichtet. Diese Tatsachen stehen fest, das geben selbst die Behörden zu. In Brzezie wurden der Gemeindevorsteher und der Lehrer beseitigt und die Wojewodschaft hat für die Mißhandelten 3500 Zloty vorläufig bereitgestellt, damit sie wenigstens die Heilkosten bezahlen können. Wenn die Sanacjapresse schreibt, daß nur drei Wohnungen demoliert und nur drei Deutsche mißhandelt wurden, so beweist das gar nichts. Sie ist die Urheberin der Strafexpedition gewesen und sie würde sich selbst anschuldigen, wenn sie die volle Wahrheit sagen würde. Jedenfalls steht in diesem Falle fest, daß die deutsche Bevölkerung in Brzezie und Wilcza niemanden provoziert hat und dennoch fürchterliche Dinge über sich ergehen lassen mußte.

Viel komplizierter liegt der Fall in Golassowitz, weil hier Behauptung gegen Behauptung aufgestellt wurde. Die „Polska Zachodnia“ berichtet, daß die Deutschen, man möchte sagen, aus freien Stücken, den Wachtmeister Schnapka ermordet haben. Dann gibt dasselbe Blatt zu, daß die Sanacjaklebekolonne in der Mittagszeit in Golassowitz gewesen war. An anderer Stelle sagt dasselbe Blatt, daß es Aufständische waren, die den Organisten bis in das Gemeindehaus verfolgt und ihm dort eine Ohrfeige verabfolgt haben. An einer weiteren Stelle sagt sie, daß die Aufständischen das zweite Mal um 5 Uhr nachm. nach Golassowitz zurückgekehrt sind, sich aber ganz brav verhalten haben. Dasselbe Blatt schreibt aber, daß um 10 Uhr abends Alarm geblasen, wie auch geläutet wurde und die Ermordung des Wachtmeisters Schnapka um diese Zeit erfolgt ist. Daß hier gedreht wird, liegt klar auf der Hand, aber nicht das ist es, worüber wir reden wollen. In Golassowitz ist ein Toter zu beklagen und wir haben das größte Interesse daran, zu erfahren, warum der Wachtmeister erstochen wurde. Wer hat Anlaß dazu gegeben und unter welchen Umständen ist das geschehen? Sind die Deutschen schuldig, so wird sie schon die Hand des Richters treffen.

Wir bitten die Untersuchungsbehörden um etwas anderes. Das Innenministerium hat bereits in die Untersuchungsangelegenheit eingegriffen und zwar auf solche Art, daß man an allem verzweifeln kann. Dabei ist die Situation so bitter ernst, daß man das Allerärgste befürchten muß. In Deutsch-Oberschlesien treffen die Nationalisten Anstalten, Vergeltungsmaßnahmen an der dortigen polnischen Bevölkerung zu nehmen. Wir steuern einem Kriege entgegen, wenn die Besonnenheit die Oberhand nicht gewinnen sollte. Die Sache ist ernster, als man annimmt. Mit leeren Redensarten wird hier nichts erreicht. Hier muß ganze Arbeit geleistet werden, wer der Urheber dieser Greueltaten war, wer sie angestiftet hat? Nur die rücksichtslose Wahrheit, selbst, wenn sie noch so unangenehm sein sollte, kann alles wieder gut machen. Darum bitten wir eben. Sagt uns die nackte Wahrheit, denn sie allein kann alles gutmachen.

## Das amtliche Wahlergebnis im Wahlkreis Teschen

Die Hauptwahlkommission veröffentlicht das Wahlergebnis im Wahlkreise 1 (Teschen, Bielitz, Pleß, Rybnik) zum Schlesischen Sejm. Danach waren in dem genannten Wahlkreise 266 903 wahlberechtigte Personen. Gestimmt haben 227 119 Wähler. 203 078 Stimmen waren gültig und 24 041 ungültig. Die Liste 1 erhielt 79 583 Stimmen, die Liste 2 (P. P. S.) 5612 Stimmen die Liste 3 (D. S. A. P.) 20 823 Stimmen, die Liste 4 (Korfantyblock) 81 728 Stimmen, die Liste 6 (P. P. S. im Teschener Gebiet) 12 429 Stimmen, die Liste 7 (Piastenpartei) 2297 Stimmen, die Liste 8 (Biniszkiewicz) 606 Stimmen. Mandate erhielten: Liste 1 — 7 Mandate, Liste 3 — 2 Mandate, Liste 4 — 8 Mandate und Liste 6 — 1 Mandat. Alle übrigen Wahlgruppen erhielten keine Mandate.

## Das hundertjährige Jubiläum des November-Aufstandes

Heute wird in ganz Polen das hundertjährige Jubiläum des Novemberaufstandes gefeiert. Vor 100 Jahren wurde in Kongreßpolen der erste große Versuch nach den Napoleonkriegen unternommen das fremde Joch von der polnischen Nation abzuschütteln. Der Versuch ist mißlungen und der Aufstand wurde blutig niedergeschlagen.

Zu der großen Nationalfeier wurde eine Botschaft des Marschalls Pilsudski angekündigt und man hat im Stillen, auf die Oeffnung der Gefängnisse für politische Häftlinge gewartet. Die Botschaft ist nicht erschienen und von der Amnestie ist nichts zu sehen.

# Die Arbeiter und der „Volkswille“

### Warum der Arbeiter bürgerliche Zeitung liest? — Arbeiter klärt eure Kollegen auf — Jeder Arbeiter muß den „Volkswille“ lesen

In der Arbeitspause bei uns im Fabrikhof. Der Franz, der seit sechs Jahren an der Maschine neben mir arbeitet, sagt zu mir: „Eines verstehe ich jetzt nicht. Da machen sie für den „Volkswille“ Reklame, daß jeder Arbeiter und Angestellte ihn lesen soll, weil die andere Presse gegen die Interessen des Proletariats schreibt. Davon merke ich aber bestimmt nichts!“ — „Na, höre mal, Franz, bist du denn blind oder begriffsstutzig? Liest du denn nicht in deinem bürgerlichen Blatte immer wieder gegen die Arbeiterschaft gerichtete Artikel?“ — „Das ist so eine Sache. Es finden sich schon welche, die gegen politische Forderungen der Arbeiterparteien geschrieben sind. Aber weißt du, das interessiert mich nicht so. Ich weiß, wen ich zu wählen habe, basta. Die können mich mit ihrem Zeuge nicht beeinflussen. Das Wichtigste ist mir vor allem, daß sich die Zeitung, die ich lese, nicht gegen unsere wirtschaftlichen Interessen ausspricht.“ — „Ich will dir etwas sagen, Franz. Ich bin der Meinung, daß du so weit auf dem Holzwege bist, als du annimmst, daß kein Zusammenhang zwischen den politischen und den wirtschaftlichen Dingen besteht.“

„Jetzt bist du aber im Unrecht, Karl! Politik ist das, was man am Wahltag und so macht. Aber mit den Löhnen und den Preisen das interessiert einem täglich, weil man es selbst verspürt. Das ist der große Unterschied!“ — „Franz, du bist im Irrtum! Weißt du denn nicht, daß heute die Löhne bestimmt werden durch die Schlichter, die von der Regierung den Auftrag bekommen, die Löhne zu senken? Und hast du noch nie in der Zeitung gelesen, daß durch die von Sejm beschlossenen Zölle die Preise für die Waren, die Muttern täglich kaufen muß, gesteigert werden? Ist das nicht Politik und Wirtschaft zugleich?“ — „Ja, weißte Karl, wenn man es so betrachtet, hast du ja in dem Punkt recht“. — „Na also, dann bin ich ja auch mit der Zeitung im Recht!“ — „Wieso denn, da ist doch einfach gar kein Zusammenhang vorhanden!“

Wir wollen unsere nUterhaltung weiterführen, da bimmelt es wieder. Die Pause ist zu Ende. Die Arbeit geht weiter, feste wird gewuchtet. Dann ist Arbeitsschluß. Wir gehen zusammen nach Hause. Die Diskussion geht weiter. „Ich habe dir doch während der Mittagspause gesagt, Franz, daß Wirtschaft und Politik eins sind“. — „Das stimmt auch, wie ich mir inzwischen überlegt habe“. — „Als wir mit unserer Unterhaltung über die Zeitung begonnen haben, hast du mir aber gerade als Begründung dafür, daß du eine bürgerliche Zeitung liest, gesagt, daß dich die politische Meinung der betreffenden Zeitung nicht stört, daß es aber für dich das Wichtigste ist, daß sie in wirtschaftlichen Dingen der Arbeiterschaft gegenüber nicht feindlich ist. Jetzt erkennst du aber berets, daß die Wirtschaft durch die Politik beeinflußt wird, und daß eine Zeitung, die in politischer Beziehung bürgerlich eingestellt ist, auch in wirtschaftspolitischer Richtung reaktionär sein muß und auch so wirkt!“

Franz ordnet etwas an seiner Pfeife. Das dauert einige Augenblicke, dann meint er: „Na, was du sagst, will ich nicht ganz bestreiten. Aber ich muß dir doch sagen, daß ich in meiner Zeitung nie etwas gegen den Lohnkampf der Arbeiterschaft gelesen habe, willst du das etwa auch bestreiten?“ — „Jawohl, Franz! Vergiß nicht, daß es gerade die bürgerliche Presse aller Richtungen gewesen ist, die den Kampf gegen die „Mißstände“ in der Arbeitslosenversicherung geführt hat und die auf diese Weise erst die Stimmung für den Abbau wichtiger Bestimmungen geschaffen hat! Vergiß ferner nicht, daß es auch in erster Linie die Zeitungen des Bürgertums sind, die in den letzten Monaten den Kampf für den Abbau der Löhne geführt haben und sich mit aller Macht gegen die Forderungen der Gewerkschaften gewendet haben!“ — „Na, das zum Schluß stimmt nicht ganz. Sie haben zwar geschrieben, daß die Löhne gesenkt werden müssen. Das haben sie aber nicht so direkt gemacht, sondern sie haben nur gesagt, daß das im Interesse der Wirtschaft notwendig ist.

„Siehste, Franz, jetzt habe ich dich an dem Punkt, wo ich dich haben wollte! Die bürgerliche Presse versteht es sehr geschickt, das Reaktionäre in den Parolen, die sie gegen die Arbeiterschaft ausgibt, zu verbergen, indem sie erklärt, daß es sich hier um Interessen der Allgemeinheit handelt. Und es kann dir nicht gleich sein, unter welchem Vorwande sie dir den Lohn kürzen?“ — „Na, Karle, das weißt du doch auch, zur Lohnsenkung gehören immer zwei, die, die senken wollen, und die, die es sich gefallen lassen wollen“. — „Jetzt höre mal genau auf mich, Franz! Du sprichst vom Lohnkampf, von der Zeit, in der die Gewerkschaften ihre Mitglieder zu einer Lohnbewegung oder einem Streik aufrufen? Ist dir denn noch nie aufgefallen, wie sich „deine“ Zeitung verhält, wenn wir streiken?“ — „Ach, die ist sozusagen neutral.“ — „Jawohl, sozusagen! Sie hält nämlich im besten Falle den Mund, die bürgerliche Presse, wenn Arbeiter streiken. Du weiß aber doch selbst, daß gerade ein großer Streik der Punkt ist, an dem sich die Ansichten trennen, wo es eines gibt, für den Unternehmer und für die Arbeiterschaft Partei zu nehmen. Stillschweigen bedeutet in einem solchen Augenblick Parteinahme für das Bestehende, stille Sabotage der Aktion der Arbeiterschaft!“

„Da hast du wieder einmal Recht, Karl. Mir ist auch schon öfters aufgefallen, daß über Lohnbewegungen in der bürgerlichen Presse nie im einzelnen berichtet worden ist, daß höchstens von der Tatsache Notiz genommen wurde. Nie stand aber in meiner Zeitung, daß es sich doch schließlich um Ansprüche von Menschen handelt, die selbst darben und deren Familien darben müssen. Erst durch das, was du mir gesagt hast, denke ich gerade darüber näher nach. Aber es stimmt schon, daß meine bürgerliche Zeitung verflucht wenig übrig hat für uns Arbeiter.“ — Wir sind an der Straßenkreuzung angelangt, an der sich unsere Wege trennen. „Mach's gut, Franz!“ „Auf Morgen, Karl!“

Am nächsten Tage. Vor Beginn der Arbeit. Die letzten Schritte durch den Fabrikhof. Die Treppe hinauf. An den Arbeitsplatz. Dort steht schon Franz. „Weißt du, Karl, ich habe mich nach dem Abendbrot, bevor ich in die Klappe gegangen bin, mit meiner Frau über das Ganze unterhalten“. — „Na, und?“ — „Weißt du, Karl, vom nächsten Ersten“. — „Was?“ — „Vom nächsten Ersten an lese ich den „Volkswille“! — „Das freut mich, Franz!“ — „Mich eigentlich selbst auch, Karl!“

## Chorkonzert des Arbeiter-Sängerbundes

**Der Billett-Vorverkauf für unser Bundeskonzert am 30. November, nachmittags 17 Uhr, in der „Reichshalle“, ist eröffnet worden. Die Eintrittskarten sind jetzt schon zu haben im Parteibüro in Katowice, Zentral-Hotel, 2. Stock, Zimmer 23, Bahnhofstraße. Die Plätze kosten: Stehplatz 0.75 Zloty (für Mitglieder der freien Gewerkschaften 0.50), Sitzplätze zu 1.00, 1.50, 2.00 und 3.00 Zloty. Die Ortsvereine werden dringend gebeten, sich am Vorverkauf rege zu beteiligen. Insbesondere werden die Vereinsvorstände gebeten, den örtlichen Billettabsatz in einer geeigneten Form alsbald zu organisieren. Der Billettvorverkauf findet im Zimmer 23 (Parteibüro) von 10—1 Uhr mittags und nachmittags von 4—8 Uhr statt. Die Bundesleitung.**

## Einkommensteuereinschätzung

Um Bestrafungen seitens des Finanzamtes, wie sie im laufenden Kalenderjahr besonders vielen Arbeitern zugestellt wurden zu vermeiden, ist für die Einkommensteuereinschätzung folgendes zu beachten: Alle in der Zeit vom 1. bis 15. Januar Staatsbürger und Familienvorstände, welche gleichzeitig Wohnungsinhaber sind, haben laut ministerieller Verordnung vom Jahre 1925 bei den Finanzämtern ihr Einkommen anzugeben. Auf einem noch amtlich zustellenden Formular sind alle Familienmitglieder die bis zum 15. Dezember 1930 in einem Haushalt wohnhaft sind, oder waren, namhaft zu machen, einschließlich dem Dienstpersonal. Wer vorübergehend in dem betreffenden Orte eine Wohnung bis zum 15. Dezember 1930 inne hatte und über ein Einkommen verfügte, ist gleichfalls zu vermerken. Agenten, Vertreter, Kranke usw. die anderwärts einen ständigen Wohnsitz haben, melden sich in ihrem Wohnort an, falls ihr vorübergehender Aufenthalt zwei Monate nicht überschreitet.

Der Hausbesitzer ist gleichfalls verpflichtet, sämtliche in seinem Grundstück wohnenden Personen während der Zeit bis zum 15. Dezember 1930 anzugeben, außerdem alle kaufmännischen und gewerblichen Betriebe. Amtliche Formulare werden zugestellt oder sind beim Finanzamt anzufordern. An Stelle des Hausbesitzers ist der Hausverwalter zur Vornahme der Meldung verpflichtet. Sollte Mietern kein Formular vom Hauswirt zugestellt werden, so ist er verpflichtet sich beim Finanzamt persönlich Formulare zu verschaffen. Zuwiderhandlungen oder Versäumnis obiger Verordnung wird mit Geldstrafen von 3—500 Zloty geahndet.



# Kattowitz und Umgebung

## Genossin Schwob 70 Jahre.

Am 1. Dezember 1930 begeht unsere alte, treue Genossin Auguste Schwob wohnhaft in Katowice, ulica Plebiscytowa 39, ihren 70. Geburtstag. Ueber 20 Jahre ist die Jubilarin Mitglied der Sozialistischen Partei und hat ihrem leider schon entschlummerten Lebenskameraden ebenfalls im Gewerkschaftskampf stets treu zur Seite gestanden. Genossin Schwob erfreut sich in unseren Kreisen durch gütiges, freundliches Wesen allgemeiner Beliebtheit. Darum ist es uns eine freudige Aufgabe, der wackeren Streiterin unserer Idee, der eifrigen Leserin des „Volkswille“, zu ihrem Jubeltage die allerherzlichsten Glückwünsche darzubringen. Möge eine unerschütterliche Gesundheit sie noch viele Jahre in unserem Kreise erhalten, den Jungen zum Vorbild, den Alten zur Freude. Ein donnerndes Hoch unserer lieben, alten Parteigenossin!

## Neuer Tarif für die Bankangestellten?

Die Angestellten der Deutschen Banken in Kattowitz hielten eine gut besuchte Versammlung am Donnerstag, den 27. November cr., ab. Das Personal der Deutschen Banken war vollzählig erschienen. Auch Gäste konnten begrüßt werden. Der Vertreter des Afabundes, Geschäftsführer Dorrn, hielt ein ausführliches Referat über die augenblickliche soziale und wirtschaftliche Lage und ging dann auf die Tarifbewegung über. Das Referat fand allseitigen Beifall. Der zur Zeit gültige Tarifvertrag (Manteltarif nebst Gehaltsabkommen) läuft am 31. Dezember d. Js. ab. Der Afabund hat an die Banken die Forderung gerichtet, diesen Tarifvertrag über den Zeitpunkt des 1. Januar hinaus bis zum Abschluß eines neuen Tarifvertrages zu verlängern. Die Banken haben auf diese Forderung hin eine ausweichende Antwort gegeben, so daß anzunehmen ist, daß die Banken ab 1. Januar 1931 einen tariflosen Zustand schaffen wollen.

Die Versammlung beschloß, unbeschadet der gleichzeitig in Deutschland stattfindenden Verhandlungen im Bankgewerbe, hierselbst die Verhandlungen sofort aufzunehmen. Es wird die Verlängerung des zur Zeit gültigen Manteltarifes gefordert. Außerdem verlangen die Angestellten die Einführung der Gehalts-Sonderklasse. Die Beschlüsse wurden einstimmig gefaßt. Die Versammlung beschloß weiter, die für Montag, den 1. Dezember d. Js., vom Warschauer Bankangestellten-Verband nach dem Christlichen Hospiz einberufene Versammlung nicht zu besuchen. Die Bankangestellten bleiben ihrer Gewerkschaft treu, sind nicht für Zersplitterung, sondern für Einigkeit und Solidarität.

**Anmeldungspflicht zur Ortskrankenkasse.** Seitens der hiesigen Ortskrankenkasse werden gegenwärtig durch besondere Kontrolleure in Kattowitz entsprechende Revisionen durchgeführt, um festzustellen, ob die einschlägigen Vorschriften betr. Anmeldung zur

Ortskrankenkasse befolgt werden. Das Arbeitspersonal muß binnen 3 Tagen, vom Tage des Dienstantritts ab gerechnet, bei der Ortskrankenkasse angemeldet werden. y.

**Wahl zur Landwirtschaftskammer am 14. Dezember.** Am Sonntag, den 14. Dezember d. J. finden im Stadtverordnetensitzungssaal im Stadthaus auf der ulica Pocztowa 2 in Kattowitz die Wahlen für den Landwirtschaftskammerrat für den Bereich der Stadt Kattowitz statt. Gewählt wird in der Zeit von 8 Uhr morgens bis 2 Uhr nachmittags ohne Unterbrechung. In der Zeit vom 2. bis einschließlich 6. Dezember liegen auf Zimmer 6 im Stadthaus auf der ulica Pocztowa die endgültig bestätigten Wahllisten zwecks öffentlicher Einsichtnahme aus. Die Wahlkommission für die Wahlen zur Landwirtschaftskammer für den Wahlbezirk Kattowitz setzt sich folgendermaßen zusammen: Vorsitzender: Landwirt Rzewiczok, ulica Dembowa; Mitglieder für die Wahlgruppe 1: Landwirt Jan Wengierek, ulica Dembowa; für die Wahlgruppe 2: Landwirt Jan Post, ulica Krakowska 108; für die Wahlgruppe 3: Ingenieur Wlodimierz Piontkowski, Kopalnia Waterloo, Domb; für den Wahlbezirk 4: Stadtrat Vinzent Czaplicki, ulica Poprzeczna 2 in Kattowitz. Die Wähler der Gruppe 1 und 2, sowie der Gruppe 3 und 4 wählen gemeinsam. y.

**Schützt die Wassermesser.** Das städtische Betriebsamt in Kattowitz erinnert die Hausbesitzer daran, rechtzeitig, und zwar vor Antritt der starken Fröste, die Wasserleitungen und Wassermesser zu schützen. Im anderen Falle haben die Hausbesitzer für die Auftauarbeiten selbst aufzukommen. y.

**Mehr Vorsicht beim Ueberschreiten der Straße.** Auf der ulica Karbowa wurde von einem Fuhrwerk ein 10jähriges Mädchen angefahren. Das Kind erlitt durch den Aufprall auf das Straßenpflaster Hautabschürfungen im Gesicht. Ein Straßenpassant nahm sich des verunglückten Kindes an und schaffte dieses nach der elterlichen Wohnung. y.

**Ob er der Täter ist?** Die Polizei teilt mit, daß ein gewisser Edmund Bonczyk arretiert wurde, welcher in dem dringenden Verdacht steht, den Ueberfall auf den Gemeindevorsteher Josef Trosku aus Knurow verübt zu haben. Während der Wohnungsrevision fand man bei Bonczyk einen Herrenpelz vor, welcher konfisziert wurde, weil sich B. über den Besitz nicht ausweisen konnte. x.

**Cherchez la femme!** In den Abendstunden des vergangenen Donnerstag kam es auf der Bogutschützer Chaussee zwischen zwei jungen Leuten zu heftigen Auseinandersetzungen, welche bald in eine wüste Schlägerei ausarteten. Bei den beiden „Kampfhähnen" befand sich ein junges Mädchen, welches als Ursache des Streites zwischen den beiden jungen Männern in Frage kommt. Beim Herannahen von Straßenpassanten sollen alle drei in die nahen Felder geflüchtet sein. y.

**Diebstahl in einer Kattowitzer Bank.** An einem Schalter in der „Raiffeisenbank" auf der ulica Gliwicka wurde zum Schaden des Bankkassierers Adolf Matuszіewicz ein Geldbetrag von 1100 Zloty gestohlen. Dem Täter gelang es, mit dem gestohlenen Gelde unerkannt zu entkommen. Die Polizei hat sofort die weiteren Untersuchungen in dieser Angelegenheit eingeleitet. x.

**Josefsdorf.** (Auto und Fuhrwerk prallen zusammen.) Das Auto wurde leicht beschädigt. Nach den inzwischen eingeleiteten polizeilichen Untersuchungen trägt der Fuhrwerkslenker die Schuld an dem Verkehrsunfall, welcher ein zu schnelles Fahrttempo eingeschlagen hatte. x.

**Bielschowitz.** (Der Banditismus in unserem Orte.) Aus dem Wählerkreise wurde uns ein Schreiben zugesandt, welches wir nachstehend gekürzt wiedergeben: Tag für Tag lesen wir in der oppositionellen Presse, wie auch in unserem Blatte über Terrorakte und den Banditismus in den verschiedenen Orten unserer Wojewodschaft, nur nichts über Bielschowitz. Es sieht wirklich so aus, als ob dieser Ort das ruhigste Kaff wäre, obwohl dies das reine Gegenteil ist. Warum sollen die Bielschowitzer Bürger auch nicht ihre Leiden der Oeffentlichkeit bekanntgeben, wie hier ganze Nächte hindurch Banditen mit Gummiknüppel und Revolver bewaffnet, die Straßen patrouillierten und Ueberfälle ausführten. Gibt es wirklich in Bielschowitz keinen Berichterstatter, der das Leiden der Einwohner und das Treiben der Verbrecher unserer Presse zusendet? Will noch einmal auf die Warschauer Wahlen zurückkommen. Es hieß nach dem Gesetz geheime Wahlen! Wie sollten die Wahlen aber geheim sein, wenn sämtliche Wahllokale von den Aufständischen stark besetzt waren, die die Wähler im Schach hielten. Es war nicht einmal möglich, sich mit dem Rücken gegen die Wahlkommission zu drehen oder sich einen Schritt zu entfernen, da alle Ecken von den Aufständischen belagert wurden. Weit schlimmer hat sich die Wahl zum Schlesischen Sejm abgespielt. Nach dem Gesetz heißt es, daß Wahlzellen aufgestellt werden müssen. Es sind wohl „Zellen aufgestellt worden, aber die Wähler wurden verhindert, die Wahlzelle zu benutzen und mußten offen und gezwungen für die Liste „1" wählen. Sämtliche Wahllokale wurden noch stärker mit Aufständischen, Eisenbahnern und Grenzbeamten, die die Wähler mit verbrecherischen Blicken anstarrten, besetzt. In einem Wahllokale war ein Polizist schon so „diensteifrig", daß er sich vor der Wahlzelle hinsetzte und so derselben das Aussehen eines Schilderhäuschens mit dem Soldaten gab. Diese Schilderung ist wohl genügend, um einem Jeden, welcher nicht in Bielschowitz wohnt, den Ueberblick über die sonstige allgemeine Lage, welche vom Terror beherrscht war, zu gewähren. Würde es nach dem Gesetz gehandhabt werden, so müßten die Wahlen für Ungültig erklärt werden.

# Eine Geheimsitzung in der Siemianowitzer Gemeinde

## Warum wird die Oeffentlichkeit von wirtschaftlichen Angelegenheiten ausgeschlossen? — Die willkürliche Ausschaltung der Wähler durch ihre Vertreter — Wahlterror und anderes

Entweder imponiert unseren Gemeindevätern die mussolinische Regierungsmethode geheim, geheim und nochmals geheim, oder sie sind von unseren Sejmgewohnheiten angesteckt und regieren nur unter sich, um dann auf dem Dekretwege ihre Wähler von den geheim ausgeheckten Beschlüssen in Kenntnis zu setzen. Wäre nur die geringste Veranlassung vorhanden gewesen, einen Punkt der Tagesordnung geheim zu behandeln, so hätte der Bürgermeister schon vorgesehen, selbiges gleich auf der Einladung zu vermerken. Dies war jedenfalls nicht nötig und ist eben nicht vermerkt worden. Trotz der Wichtigkeit der Sitzung, geruhte über ein Drittel der Gemeindevertreter durch Abwesenheit zu glänzen. Der Antrag „Ausschluß der Oeffentlichkeit" wurde mit 10 gegen 7 Stimmen der Linken angenommen. Ob dieser Beschluß richtig war, steht natürlich auf einem anderen Blatte.

Die Spiritusverkaufssteuer fand keine allgemein befriedigende Lösung. Der Antrag des Bürgermeisters auf Erhöhung um 25 Prozent ging nicht durch. Der 100prozentige Steuersatz auf Spiritusgetränkherstellung verblieb. Leider ist letztere Steuer nur ein blinder Posten im Etat der Gemeinde, denn wir haben am Orte keine einzige Likör- und Spiritusfabrik.

Vertagt wurde die Angelegenheit des Mietschiedsgerichtes. Hier bedürfen viele Punkte der besonderen Aufklärung. Teilweise ist man mit dem vorsitzenden Richter nicht zufrieden und ebenso mit einigen Beisitzern. Hier sollen die Gemeindevertreter ausführlich orientiert werden.

Unter Ausschluß der Oeffentlichkeit wurde verhandelt über einen Nachtragsetat von 16 000 Zloty, der für Wahlkostendeckung verwendet wurde. Ferner über Weihnachtsbeihilfen für Arbeitslose und Ortsarme, sowie über Erhöhung der Bezüge für die Schuldiener. Diese allgemein interessierenden Punkte waren bestimmt nicht so geheimnisvoll zu verstehen, als sie behandelt wurden. 16 000 Zloty mußten natürlicherweise bewilligt werden, denn sie sind für Wahlzwecke bereits verbraucht. Allerdings müssen wir eine Diskussion der ausgeschlossenen Oeffentlichkeit richtigstellen. Es herrscht allgemein die Ansicht vor, das Geld wurde für Wahlterrorzwecke verwendet. Dies stimmt nicht; davon sind die Schreib-, Sitzungs-, Lokal- und Listenanfertigungskosten gedeckt worden. Die Terrorgelder flossen aus anderen Quellen, welche Professor W. vom Kommunalgymnasium näher bezeichnen kann.

An die Arbeitslosen und Ortsarmen wird ein Betrag von 63 000 Zloty als Weihnachtsunterstützung ausgeworfen. Es erhalten nach Beschluß Verheiratete 12 Zloty, Ledige 10 Zloty und je ein Kind unter 14 Jahren 3 Zloty. Die Weihnachtsgratifikation für die Kommunalbeamten wurde überhaupt nicht aufs Tapet gebracht, denn sie wäre ohne weiteres durchgefallen.

Abgelehnt worden ist der Antrag der Schuldiener auf Erhöhung der Monatsbezüge. Verglichen mit dem Häuerlohn, wurde nach sehr reiflichen Erwägungen, eine Verbesserung dieser Gehälter als keine Notwendigkeit anerkannt.

Schön, aber notwendig war es nicht, nach dem Wahlkampf die „Butken-Sache" zu erwähnen. Kein Mensch will jetzt für die ganzen Wahlschiebungen verantwortlich zeichnen. Alles wäscht, wie anno dazumal Pilatus, seine Hände in Unschuld. Richtiger wäre es zu erfahren, wer die ganzen Tumultschäden blechen wird, an denen sogar einige Gemeindeangestellte beteiligt waren. Das Wahlfieber hat Ueberfälle und Mißhandlungen hervorgerufen, die unter normalen Verhältnissen nicht eingetreten wären. Da aber die Gemeinde an erster Stelle für Ruhe und Ordnung zu sorgen hat, so hat sie natürlich auch die entstandenen Terrorkosten zu decken. In allererster Linie aber die Gerichtskosten, die dadurch entstehen. Zu so einer Diskussion hat sich kein Gemeindevertreter heraufgeschwungen, auch nicht einmal der dreimal totgesagte Jendrusch. Vielleicht kommt den Herren aber beim nächsten Mal diese Erleuchtung, denn ganz aus der Welt läßt sich diese Angelegenheit nicht schaffen.

Die Hausbesitzer werden durch eine Verordnung, die in Kürze erscheint, aufgefordert, die Folgen der Wahlpropaganda, wie Plakate und Kleistereien, von ihren Häusern zu beseitigen, sofort wie nur möglich, sonst...

Schluß der Sitzung nach 2½ Stunden. R. B.

# Königshütte und Umgebung

### Aus der Magistratssitzung.

In der gestrigen Sitzung hat der Magistrat die Jahresrechnungen für 1929/30 bestätigt, und den Bericht der Prüfungskommission zur Kenntnis genommen. — Der Mietszins für die ausgebauten Wohnungen im städtischen Gebäude an der ulica Glowackiego 5 wurde festgesetzt und die Wohnungen an 3 städtische Angestellte vergeben. — Im weiteren Verlauf wurden verschiedene Verwaltungsangelegenheiten erledigt, sowie auf Grund der eingegangenen Offerten Installations-, Ofensetz-, Maurer- und andere Arbeiten vergeben. — Für die neue Beratungsstelle für Lungenkranke wurden entsprechende Räume im städtischen Gebäude an der ulica Bytomska 11 zur Verfügung gestellt. m.

**Wichtig für Arbeitslose.** Das städtische Arbeitslosenamt bringt allen Arbeitslosen von Königshütte zur Kenntnis, daß vom 1. Dezember ab, die Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung im Saal des Dom Polski an der ulica Wolnosci nach folgendem Plan erfolgt: An jedem Montag an die Arbeitslosen, die Unterstützung aus der „Akcja normalna" erhalten, an den Sonnabenden an diejenigen, die Unterstützung aus der „Akcja wojewodzka", an den nach dem 15. und 30. eines jeden Monats fallenden Sonnabende an die Arbeitslosen, die Unterstützung aus der „Akcja panstwowa" erhalten. — Die Kontrolle der Arbeitslosen findet jeden Dienstag und Freitag für den südlichen Stadtteil im Saal des Dom Polski an der ulica Wolnosci statt, für den nördlichen Stadtteil im Saale des Herrn Wieczorek an der ulica Bytomska in der Zeit von 8 bis 12 Uhr mittags. Meldungen nach dieser Zeit, zur Kontrolle oder Unterstützungsauszahlung werden nicht berücksichtigt. m.

**Anmeldung zur Fortbildungsschule.** In Verbindung mit dem Beschluß der Stadtverordnetenversammlung, nachdem alle jugendlichen Arbeiter der Schwerindustrie bis zum 18. Lebensjahre die Fortbilungsschule besuchen müssen, wird auf die Bestimmungen des Paragraphen 7 des städtischen Statuts hingewiesen, wonach jeder Gewerbetreibende verpflichtet ist, alle Lehrlinge der Fortbildungsschule spätestens 6 Tage nach der Annahme anzumelden. Nichtanmeldung wird bestraft. m.

**Das Mitbringen von Kindern verboten.** Die Hüttenverwaltung hat bekannt gemacht, daß das Mitbringen von Kindern in die Betriebe der Hütten verboten ist. Der eingerissenen Unsitte, die Kinder beim Portier zu lassen, kann nicht stattgegeben werden, da diese andere Aufgaben zu erfüllen haben, als Kindermädchen zu spielen. Auch der Besuch der Frauen ist nur in dringenden Fällen gestattet. Die Pförtner wurden angewiesen, danach streng zu verfahren. m.

# Siemianowitz

### Mehr Menschlichkeit!

Der Wert des menschlichen Kadavers sinkt von Tag zu Tag; im Weltkriege galt ein Mensch nicht mehr als eine Fliege. In kalten Zahlen gaben die Heeresberichte tausende von Kriegsopfern bekannt. Abertausende wurden verheimlicht und erst viel später erhielten die Völker von den riesigen Zahlen Kenntnis, welche oft eine eingedrückte oder ausgebogene Stellung kostete. An der Somme nur allein waren es 1 600 000. Dies war aber im Kriege.

Ob es aber angebracht ist, zur Zeit gleichfalls mit dem Leben eines Menschen spielerisch umzugehen, wie während der großen Menschenschlächterei, steht natürlich auf einem anderen Blatt. Wenn heute Seuchen, wie die Tuberkulose, Grippe usw., heute zahllose Opfer fordern, so ist damit noch nicht gesagt, daß dann das Menschenleben überhaupt nur einen Pfifferling wert ist. Diese Ansicht scheint aber bei jeder Gelegenheit stark vorzuherrschen, wie es die letzten Ereignisse ja klar bewiesen haben. Ein Ueberfall ohne einen Toten ist eben weiter nichts Besonderes; man muß schon beim Arzt erscheinen mit dem Kopf unter dem Arm, dann wird man erst ein Wertobjekt. —

Viel trauriger aber ist es, wenn sich diese Mißachtung gegen den lieben Mitmenschen auch auf die Betriebe überträgt. Tödliche Unfälle sind da an der Tagesordnung. Es ist aber niemals ein schlimmer Fall, so ein Toter, die Unfalluntersuchung ergibt meistenteils eine erklärliche Todesursache. Anders aber ist es bei den Schwerverletzten. Ist da eine bekannte Schachtanlage am Orte, die es durch Rationalisierung im Betriebe auf eine beträchtliche Höhe gebracht hat in der Kopfleistung. Jede sich bietende Gelegenheit wird wahrgenommen, um nur einen Mann irgendwo abzuknöpfen. Dies ist ein einfaches, aber sehr einträgliches Mittel, die Kopfleistung und die Tantieme zu steigern. So ging man auch auf der erwähnten Schachtanlage vor. Man knöpfte einfach die Schachtanschläger bei den Zwischensohlen in den Schächten ab. Wurde aber dieser äußerst verantwortliche Mann an einer Stelle des unbesetzten Schachtes gebraucht, so mußte er erst von anderswo herangeholt werden. Nun begab es sich, daß auf einer Zwischensohle ein Schwerverletzter gemeldet wurde, welcher ohne Verzug auszufahren hat. Leider fehlte aber der erforderliche Schachtanschläger. Dieser hatte am Hauptförderschacht zu tun, war fast unabkömmlich. Dem armen Kumpel in dem Förderwagen blieb nichts anderes übrig, als zu warten, sehr lange zu warten. Da aber ein Schwerverletzter bekanntlich fast immer vom Schüttelfrost erfaßt wird, so muß so ein armer Kumpel natürlich unsäglich leiden, wenn ihm ein gütiges Geschick nicht zu einer Bewußtlosigkeit verhilft oder ihn vollends sanft entschlummern läßt. Solche Dinge passieren im Jahre 1930, im Zeichen der Höchstkultur der Zivilisation und der strengen religiösen Ertüchtigung. O Herr, laß es Abend werden, womöglich noch am Tage. R. B.

# Theater und Musik

### Der Zigeunerbaron.

Operette in 3 Akten von M. Jokais und J. Schnitza.
Musik von Johann Strauß.

Ueber die Qualitäten dieses Operettenwerkes braucht wohl nicht viel gesagt zu werden. Der Inhalt ist scherzhaft, stark und schmissig in der Handlung, gesunder Humor beseelt das Ganze, und wo ein Walzerkönig Strauß seinen Melodienreichtum ausschüttet, da versteht es sich eigentlich von selbst, daß alles lebt und webt und Freude spendet. Die Straußschen Weisen locken und entzücken in ihrer Beschwingtheit und Schönheit heute genau so, wie vor 45 Jahren, da der „Zigeunerbaron" in Wien das erste Mal über die Bretter ging. Seit dieser Zeit ist er und wird es bleiben — jedesmal ein Ereignis besonderer Art, wo immer man ihn zu hören bekommt, denn Johann Strauß ist nun einmal unvergänglich, und wo seine Musik erblüht, herrschen Freude, Stimmung und Entzücken.

So war es auch bei der gestrigen Aufführung. Man war voll festlicher Erwartung dieser alten, ewig-jungen Operette. Aber alle Erwartungen wurden durch die Glanzleistungen in jeder Beziehung glänzend übertroffen. Zunächst zeigte Felix Oberhoffer, daß er es ausgezeichnet versteht, diese — sagen wir — klassische Musik darzubringen. Sein Stab feuerte das Orchester in herrlichstem Rhythmus und schneidigem Wurf zu ständig steigenden Taten an, so daß man mit Genugtuung feststellen muß, wie vortrefflich der Dirigent auch größeren Aufgaben gewachsen ist, man muß sie ihm nur anvertrauen. Theo Knapp sorgte für eine flotte Abwicklung des Spiels, was bei den immerhin langen Akten von gutem Erfolg begleitet war.

Die Einzel- und Chorleistungen standen dieses Mal auf einem ganz besonders hohen Niveau, wohl aus dem Grunde, weil Opernpersonal in größerem Maße mitherangezogen worden war. Als Stern des Abends glänzte unbestritten Traute Pawlingen in der Rolle der Saffi, welche durch ihren, in wunderbarer Fülle und Schönheit erstrahlenden Sopran, eine wahre Ohrenweide bot. Ihr Partner Barinkay, Gustav Terenyi, war nicht nur äußerlich ein fescher Zigeuner, sondern darstellerisch recht gewandt und leistete gesanglich durchaus Gutes. Beiden Künstlern wurde in ihren Duogesängen wiederholt Beifall bei offener Szene zuteil („Wer uns getraut"). Ganz ausgezeichnet war der saftige Schweinefürst Zsupan von Stephan Stein, der nicht nur famos sang, sondern durch seinen köstlichen, trockenen Humor für Lachsalven sorgte, ein gut getroffener Typ, wie man ihn nicht allzu oft auf Bühnen antrifft. Seine Tochter Arsena wurde von Hella Wander anmutig verkörpert, doch könnte hier etwas mehr Natürlichkeit, auch beim Singen, nicht schaden. Dafür lieferte Emmy Woriska in der schwierigen Partie der Czipra Proben ausgezeichneten Könnens, sowohl stimmlich, als schauspielerisch, was umsomehr anerkannt werden muß, als diese Rolle wirklich Schwierigkeiten aufzuweisen hat. Martin Erhard hatte in der Person des Kommissärs keine dankbare Charge, entledigte sich seiner Aufgabe mit der gewohnten Humoristik, wobei ihm Hansi Mahler-Runge (Mirabella) weidlich half. Sehr gut wirkte auch Max Schneider als Homonay, in Erscheinung besonders, auch stimmlich ausgezeichnet. Alle kleineren Rollen wurden mit Geschick durchgeführt

Hermann Haindl's Bühnenbilder waren wohlgelungen, Curt Gaebel bewies erneut sein Talent, Chöre zu arrangieren, es war eine Freude, ihnen zu lauschen, Stefa Kraljewa aber lieferte diesmal ein paar reizende Proben ihrer Tanzkunst, die starken Beifall fanden. Summa summarum: Diese Aufführung war ein Erfolg sondergleichen und erhebt die Operette zu beachtlicher Höhe.

Das dichtbesetzte Haus schwelgte in den Straußwalzern und kargte nicht mit Beifall, der wiederholt bei offener Szene einsetzte und Wiederholungen erzwang. Es war ein echter Strauß-Abend! A. K.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

# Mein Tonfilm

Von Karl Ettlinder.

Ich habe einen Tonfilm geschrieben. „Pony boy" heißt er. Er handelt nämlich von einem kleinen Jungen, der hängt so furchtbar an dem Pony, das ihm sein Großvater geschenkt hat, und die Geschichte ist schrecklich rührend. Kirchweihnudeln und Filme werden mit Schmalz gebacken, wenigstens steht das so im Hollywooder Kochbuch. Für deutsche Mägen ist sogar viel zuviel Schmalz in dieser Hollywooder Kost, aber wir kennen doch den Michel, was aus dem Ausland kommt, das frißt er begeistert. Und da hab ich halt meinen Film auch nach diesem Rezept gebacken.

Sowas Ergreifendes war überhaupt noch nicht da! Erst wird das Pony krank, dann wird der Boy krank, dann wird der Vater krank, dann wird der Großvater krank, dann wird die Filmgesellschaft krank, dann werden die Vorführungstheater krank, und bei jeder Krankheit wird das Lied „Pony boy" gesungen, schluchzend, schmelzend. Die Leute im Parkett werden die Regenschirme aufspannen müssen, damit ihnen die Tränen des Rangpublikums nicht die Frisur zertröpfeln. In meinem „Pony boy" wird soviel geheult werden, daß wir nach Filmschluß den Besuchern das Gesicht mit Föhn abtrocknen müssen, und die Eintrittskarten werden auf Löschpapier gedruckt, zum Tränen-Abtupfen. Bei der Aufnahme mußte die Filmdiva den rechten Schuh ausziehen, weil sich sogar ihr Hühnerauge mit Tränen gefüllt hatte. Natürlich lasse ich das Lied vom „Pony boy" auf Englisch singen, denn wenn kein Mensch ein Wort vom Text versteht, dann ist es noch viel erschütternder.

„Wirkt es nicht ergreifend?" fragte ich meinen Freund Fritzl, als ich ihm das Manuskript vorgelesen hatte.

„Ergreifend ist gar kein Ausdruck!" wimmerte er. „Sogar fluchtergreifend!"

Natürlich hatte ich zur Bedingung gemacht, daß ich selbst Regie führe. Ich werde mir doch nicht von einem fremden Regisseur meine herrliche Idee verpatzen lassen. Die Filmregisseure sind mir viel zu eigenmächtig, ich kenne das doch: Wenn ich vorschreibe „Großaufnahme des Ponyschwanzes", dann streicht mir's so ein Kaffer womöglich, und der ganze Aktschluß ist beim Teufel. Nein, selber ist der Mann.

Die Hauptsache bei einem Tonfilm ist, daß man recht viel Geräusche hineinbringt. Das haben die Kinder so gerne. Na, an Geräuschen war bei mir kein Mangel! Im ersten Akt ließ ich den Pony boy eine Tüte zerknallen, der Großvater durfte sich grundsätzlich nur auf quietschende Stühle setzen, den Intriganten ließ ich im zweiten Akt dem Pony eine Knallerbse unter den Schwanz stecken (riesig spannend, bis die endlich losgeht!), die Großmutter ließ ich am Schluckauf leiden, und ans Krankenbett des Pony boy stellte ich einen Papagei, der plötzlich in der Schlußszene das Lied von Pony boy zu singen anfängt. „Wer da nicht losheult Stein und Bein, verdienet nicht ein Mensch zu sein!" heißt es in der Zauberflöte, oder so ähnlich.

Die Proben unter meiner Regie verliefen glänzend Die Diva fiel nur viermal in Ohnmacht (ihr Mindestmaß ist sonst sechs), die Komparsen traten nur dreimal in den Streik, der Intrigant erklärte nur fünfmal, so ein Kamel wie ich sei ihm noch nicht vorgekommen (sonst denkt er das nur, aber es war ja ein Sprechfilm), der Pony boy schoß mir mit dem Blasrohr eine Stecknadel in die Nase, der Papagei biß mich in den Daumen, das Pony schlug mir mit dem linken Hinterbein ein Andenken in den Leib, Kunst bleibt eben Kunst.

Und dann kam der große Augenblick, da wir den Tonfilm im Hauskino der Filmgesellschaft uns selbst vorführten, erstens, um uns an unserem eigenen Genie zu berauschen, und zweitens, um etwaige Längen herauszuschneiden. Für das Herausschneiden hat die Filmgesellschaft einen eigenen Fachmann, der drückte mir in der Mitte des Films die Hand und sagte: „Die Ueberschrift und das Personenverzeichnis können bleiben!"

Nämlich — nun ja, man kann nicht an alles denken — schließlich muß einem doch sowas gesagt werden — zumal ich ausdrücklich betont hatte, ich lasse mir von niemanden hineinreden — der Aufnahmeraum war nicht ganz schalldicht gewesen

Gleich in der ersten Szene, wo der Boy das Pony geschenkt kriegt und vor Freude in die Hände klatscht (ein wundervolles Geräusch!) und in seiner kindlichen Art das Pony fragt: „Wie alt bist du?", ertönte die Antwort:

„Dreißig — sechsunddreißig — vierzig — siebenundvierzig — dann spiel du's!" Das waren die Komparsen, die hinter der Szene einen Skat kloppten.

Der Filmdirektor klopfte mir auf die Schulter und flüsterte: „Sehr originell! Ganz in Ordnung, daß bei einem Ponyfilm der Regisseur sich als Pferd entpuppt!"

Ich sah ihn verächtlich an, der Filmschneider wetzte seine Schere, und es kam die diabolische Szene, in welcher der Intrigant die Schwester des Pony boy anschreit: „Erhöre mich, oder ich vergifte das Pony!" Darauf hat die Schwester in Ohnmacht zu fallen vor lauter inwendigem Gewissenskonflikt (der Plumpser ist ein herrliches Geräusch!), und sie fiel in Ohnmacht, aber was brüllte sie dabei: „Eine schöne Bruchbude ist das, mir hat einer Senf in die Puderbüchse getan!"

Und das war die Diva hinter der Szene gewesen.

Der Filmdirektor rupfte sich einige Haarbüschel aus seinem Lockenkopf, der leibliche Vater des Pony boy, der hinter mir saß, murmelte etwas von „Gnack umdrahn", worauf ich ihn bat, lieber vor mir Platz zu nehmen, und der Film lief weiter, bis zu dem herrlichen Augenblick, wo das Pony zum erstenmal zu wiehern hat (fabelhaftes Geräusch, was?).

Wundervoll wieherte das Pony. Nur hörte man vorher die Worte: „Mistvieh, willst du jetzt endlich wiehern?", „Lehmann, kneifen Sie doch das verflixte Pony in die Hinterfront!", „Autsch, jetzt hat mich das Biest getreten!"

Ich habe ein gottbegnadetes Gedächtnis, und deshalb wußte ich, das war ich selbst gewesen. Nicht jeder Regisseur hört sich selbst im Film. Es ist vielleicht auch besser so.

Ich blinzelte schüchtern nach dem Filmdirektor, er raufte sich nicht mehr die Haare, es hätte auch keinen Zweck gehabt, denn er hatte bereits eine Glatze. Und jetzt ertönte zum ersten Male das Lied vom „Pony boy"...

Weiter konnten wir den Film nicht vorführen, das Filmband riß vor Entzücken. Der Operateur wollte es flicken, aber der Direktor sagte, es sei nicht nötig.

Das war mein erster und letzter Tonfilm, ich wende mich jetzt dem Neuesten vom Neuen zu, dem aus Amerika angekündigten Geruchfilm. Ich glaube, auf diesem Gebiete liegt meine eigentliche Begabung. Uebrigens ist die Idee gar nicht so neu: neulich habe ich in einem kleinen Vorstadtkino bereits einen Geruchfilm genossen: da aß neben mir einer einen Limburger Käse. Vielleicht war das der Erfinder.

## Bald wird es Winter sein

Es liegt auf allen Wegen
Am Morgen der Nebel grau;
Kein Leben will sich regen
Auf blütenleerer Au.

Nun gehen uns're Gedanken
Still in den Herbst hinein;
Des Weinstocks grüne Ranken
Färbt schon ein roter Schein.

Die Schalben sind fortgeflogen,
Leer hängt am Giebel ihr Nest;
Matt glänzt um Pfeiler und Bogen
Der Sonne spärlicher Rest.

Und uns're Gedanken gehen
Still in den Herbst hinein;
Ein Bangen und ein Verstehen:
Bald wird es Winter sein!

**Die Königin des Pariser Katharinen-Festes**

— die Siegerin in dem traditionellen Wettlauf, mit dem die jungen Pariserinnen ihre Leichtfüßigkeit unter Beweis stellen — nimmt die Glückwünsche der Negerschauspielerin Josephine Baker (rechts) und der Schauspielerin Mlle. Parisys entgegen.

# Die Lüge des Anwalts

„Von diesen Dingen verstehen Sie eben nichts, lieber Freund," sagte der alte Landgerichtsrat i. P. zu dem dicken Bankdirektor.

Die Herren hatten sich wieder einmal an ihrem Donnerstag-Stammtisch schrecklich aufgeregt. Die Debatte drehte sich diesmal um das Für und Wider der Todesstrafe. Der weißbärtige Jurist tobte, weil die Mehrzahl für ihre Abschaffung war. Der Kommerzienrat hatte einen roten Kopf bekommen und sich sogar hinreißen lassen, die Ansichten des Landgerichtsrates „verzopft" zu nennen. Der Wirt des Braunen Löwen winkte dem Oberkellner. Stumm brachte dieser eine neue Lage Märzenbier, um die hitzige Stimmung ein wenig abzukühlen. Eine Pause war entstanden. Wolken von Zigarrenrauch stiegen auf, niemand sprach, bloß der Apotheker ließ sein tiefsinniges „Tja....!" vernehmen, womit er jede Gesprächsstockung zu überbrücken pflegte. Die peinliche Stille wurde schließlich vom Rechtsanwalt unterbrochen, der die ganze Diskussion schweigend mit angehört hatte. „Darf ich Ihnen eine wahre Geschichte aus meiner Praxis erzählen, meine Herren? Sie paßt zum Thema und wird Sie sicherlich interessieren".

Sie erinnern sich vielleicht noch an den Sensationsprozeß gegen die Mörderin Juliane Hummel. Ein grauenhafter Fall — die Frau hatte ihr eigenes Kind getötet, die Leiche zerstückelt und im Küchenherd verbrannt. Eine menschliche Bestie, die keinerlei Mitleid erregte, als sie von den Geschworenen mit 12 Stimmen „Ja" zum Tode durch den Strang verurteilt wurde.

Die Hummel war schwerhörig fast taub gewesen, die Urteilsverkündigung verstand sie nicht und ich, der Verteidiger, mußte auf Ersuchen des Vorsitzenden in der atemlosen Stille des Gerichtssaales durch ein Höhrrohr die Worte wiederholen: „Frau Hummel, das Gericht hat Sie zum Tode verurteilt!"

„Wird man mich begnadigen?" fragte sie, von Todesangst geschüttelt. — „Ich bin überzeugt davon," antwortete ich und versuchte, meiner Stimme einen sicheren Klang zu geben.

Wochen vergingen, die eingebrachte Berufung wurde natürlich verworfen, die darauf folgende Bitte um Begnadigung abgelehnt. Und von diesem Augenblick an, da der Tod mit absoluter Gewißheit vor ihren Augen stand, begann die Mörderin — zu schreien. Sie brüllte ohne Unterbrechung. Durch die Korridore gellte das entsetzliche, tierische Heulen, diese in Tobsucht ausgeartete, grausige Furcht vor dem Ende. Durch die dicken Mauern drang das Schreien, die anderen Gefangenen hielten sich verzweifelt die Ohren zu, drückten ihre Schädel in harte Roßhaarkissen, einige bissen sich die Hände blutig um nicht einzustimmen in das infernalische Kreischen.

Selbst den an Furchtbares gewöhnten Wärtern ging es durch Mark und Bein. Man polterte an die Eisentür, versuchte, sie zu beruhigen — sie ließ niemanden zu Worte kommen hörte nicht, bewarf den Seelsorger mit ihrem Eßgefäß — dabei immer weiterbrüllend, ohne Ermüdung, ohne Atempause. Am nächsten Morgen rief man mich Ich sollte sie irgendwie zur Besinnung bringen. Besinnung? Worauf? Daß es in 48 Stunden mit ihr aus sei? Daß es keine Hoffnung mehr gäbe?

Man öffnete mir die Eisentüre.

Und da nahm ich alle Heuchelei, deren ein Mensch fähig sein kann, zusammen. Ließ die Türe hinter mir schließen, blieb ruhig stehen, lehnte mich an die Wand und — lächelte. Sah lächelnd auf die Rasende, nickte ihr freundlich zu und legte den Finger geheimnisvoll an den Mund. Die Verurteilte starrte mich an, das Schreien wurde leiser, wandelte sich in Stöhnen, schließlich war sie ganz still. Sprechen oder fragen konnten nur ihre Augen. Ihre Zähne klapperten. Ich sah mich um, als fürchte ich, belauscht zu werden. Ging dann ganz dicht an sie heran, nahm das Hörrohr und flüsterte ihr geheimnisvoll ins Ohr:

„Sie, Frau Juliane — ich kann das nicht länger mit ansehen, was die hier mit Ihnen treiben. Ich muß Ihnen ein Geheimnis verraten. Aber wehe, wenn Sie es ausplaudern! Dann geht es mir an den Kragen! Also passen Sie gut auf: Der König hat Sie selbstverständlich begnadigt. Aber der Justizminister, wissen Sie, der ist ein ganz raffinierter Kerl! Er hat dem König eingeredet, Sie haben eine schreckliche Strafe verdient, und wenn man Sie schon nicht umbringt, sollen Sie trotzdem die Todesangst bis zum allerletzten Augenblick durchkosten. Das heißt, man wird Ihnen die Nachricht von der Begnadigung erst dann überbringen, wenn Sie schon unter dem Galgen stehen! Bis dahin will man Sie im Glauben lassen, es ist nichts mehr zu machen — Schluß mit Ihnen — erledigt — abgemeldet für diese Welt! Der König wollte erst nicht, daß man mit einem menschlichen Wesen solche grausamen Witze macht, — aber der Justizminister hat nicht nachgegeben und gedroht, er geht in Pension, wenn er seinen Willen nicht durchsetzt. — Und da hat der König seufzend ja gesagt.

Also, Frau Hummel, vernünftig sein! Lassen Sie diese Leute die ganze Komödie aufführen! Sie bleiben ruhig und gefaßt, beichten hübsch fromm dem hochwürdigen Herrn Anstaltsgeistlichen, bestellen sich erstklassiges Essen — aber Sie dürfen sich ja nicht verraten, wenn die Herrschaften so tun, als wäre das Ihre Henkersmahlzeit — nicht etwa lachen, das würde auffallen — und dann gehen Sie ganz beruhigt und zuversichtlich zu der Maschine, die im Gefängnishof zum Spaß aufgestellt sein wird. Dann zählen Sie leise bis 10 und — husch — wird da einer mit einem weißen Tuch in der Hand hereinstürmen und „Halt!" rufen. Dann wird man Sie losbinden und freilassen. Und überall wird man sagen: Na, die Hummel — was muß die durchgemacht haben — die ist bestraft genug...!

Die Mörderin hatte mit offenem Munde zugehört. Sie stöhnte: „Ist das auch wahr, Herr Doktor?"

„Weshalb sollte ich Sie belügen? Ich — Ihr bester Freund?" Nie hätte ich gedacht, daß eine Lüge so schwer sein könnte..."

Der Anwalt schwieg einige Minuten. Niemand sprach ein Wort. Wirt und Kellner drückten sich betreten an den Wänden herum. — „Und hier, meine Herren," fuhr der Anwalt fort, ist der Zeitungsausschnitt, der von den letzten Stunden der hingerichteten Mörderin Juliane Hummel berichtet. Ich trage ihn stets in meiner Brieftasche. Hören Sie:

„Nach dem Besuche ihres Verteidigers wurde die Hummel merkwürdig ruhig. Sie schrie nicht mehr, aß und trank mit Appetit, verweilte mit dem Geistlichen im frommen Gebet, man sah sie sogar manchmal — lächeln. Niemand konnte sich diese rasche Wandlung aus irrsinniger Verzweiflung in derart unheimliche Gefaßtheit erklären. Sie schlief fest die ganze Nacht — das rätselhafte Lächeln im Antlitz. — Als sie zum letzten Gang geholt wurde, schritt sie ruhig an der Seite des Geistlichen in den Hof, betrachtete ohne Schaudern den Galgen und blickte sonst gespannt auf ihren Verteidiger, dem sie manchmal zunickte, als handelte es sich um eine geheime Zeichensprache. Dann sah sie zu der kleinen Türe, durch die sie geführt worden war und hinter der das Leben weiterging. Zeugen behaupten, sie hätte unter dem Galgen noch unhörbar die Lippen bewegt. Wahrscheinlich betete sie. Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte sie urplötzlich der Henker gepackt. die Schlinge schnürte ihren Hals.

Julianne Hummels Verbrechen hatte seine Sühne gefunden."

Noch nie war die Stammtischrunde so still auseinandergegangen wie heute. —

# Die harte Schule

Von Weare Holbrook (Neuyork).

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von Leo Korten.

Es hat eine Zeit gegeben, in der die Eltern jede pädagogische Verantwortung dadurch von sich abzuwälzen glaubten, daß sie ihre unbotmäßigen Sprößlinge ins Gymnasium schickten. Das war hart für den Lehrer. Aber die Lehrer rächten sich, indem sie den unbotmäßigen Sprößlingen Schularbeiten aufgaben. Das war hart für die Eltern, und es ist noch schlimmer seit dem Zeitpunkte geworden, da die Erzieher der Jugend zu der Erkenntnis gelangt sind, daß die Kinder aus der Erfahrung und nicht aus Büchern lernen sollen, und daß die meisten Erfahrungen im trauten Heim erworben werden müssen.

Kürzlich traf ich Herrn Milfred, wie er auf Händen und Knien im Hofe herumkroch. An seinem Halse hing eine leere Konservenbüchse. „Was machen Sie denn da?“ fragte ich ihn. „Rückkehr zur Kindheit?“ — „Gewissermaßen,“ antwortete er. Ich suche Ameisen für unsern Leguan. Der sitzt behaglich im Salon und wartet auf seine Ameisen.“ — „Für wen?“ — „Für den Leguan. Er gehört zu meinem Jüngsten. In der Zoologiestunde nehmen sie jetzt gerade die Eidechsen durch, und Paul bekam einen Leguan mit. Der Lehrer sagte, er müsse ihn mit nach Hause nehmen und seine Lebensgewohnheiten studieren, die darin zu bestehen scheinen, daß er sich zuerst im Kot herumwälzt und dann auf unserem schönsten Teppich spazieren geht... Sind Sie jemals, wenn Sie morgens aufstanden, auf einen Leguan getreten?“ — Ich mußte verneinen. „Aber es hätte noch schlimmer kommen können“, tröstete ich. „Paul hätte auch ein Krokodil nach Hause bringen können....“

„Das wird er noch tun“, sagte Herr Milfred voraus. „Die größeren Wirbeltiere nehmen sie erst im nächsten Halbjahr durch. Voriges Jahr lernten sie die Biologie der Wassertiere. Sie haben meine Schwiegermutter von ihrer Trunksucht geheilt. Sie hatte die Gewohnheit, in der Nacht eine Stärkung zu sich zu nehmen. Eines Nachts hörte ich aus der Vorratskammer verzweifelte Schreckensrufe ertönen. „Sieh hierher!“ rief sie mir zu, als ich ihr zu Hilfe eilte. Auf dem Platze, wo sonst eine Flasche feinsten Wachholderschnapses stand, befand sich ein Gefäß, das einen der wertvollsten Schätze meines Jüngsten — ein Seepolypenbaby — barg. Das Seepolypenbaby winkte uns neckisch mit einem seiner Fühler zu, worauf Schwiegermama schauderte und sich zur Flucht wandte. Seitdem hat sie keinen Tropfen Alkohol mehr zu sich genommen.“

Als ich Herrn Milfred am nächsten Tage begegnete, trug er seinen rechten Arm in der Binde. „Ich habe Paul bei seinen mathematischen Hausarbeiten geholfen“, erklärte er mir.

„Schreikrampf bekommen?“ fragte ich.

„Nein, schlimmer. Ich fiel von einer Leiter. Wir hatten die Aufgabe zu lösen, wieviel es kostet, ein neun Meter langes, sieben Meter breites und zweieinhalb Meter hohes Zimmer zu tapezieren, wenn ein Quadratmeter Tapete 72 Cents kostet.“

Und haben Sie es herausbekommen?“

„Ja,“ antwortete Herr Milfred. „Es kostet 187 Dollar und 94 Cents einschließlich der ärztlichen Honorare. Als ich noch in die Schule ging, habe ich Dutzende Tapeten- und Fußbodenaufgaben auf dem Papier gelöst. Ich wurde ein erfahrener Tapezierer und Fußbodenleger — in der Theorie. Jetzt aber gilt es für mich, meine Kenntnisse in die Praxis umzusetzen... Uebrigens gut, daß ich Sie treffe! — — — Haben Sie nicht vielleicht eine Zisterne, die Sie füllen lassen wollen?“

Ich bekannte, daß ich keine habe.

„Das ist fatal,“ seufzte er. „Ich muß eine Zisterne finden. Pauls Lehrer hat den Kindern eine Zisternenaufgabe gegeben. Ich weiß sie auswendig: Wenn A in einer Stunde 72 Liter in eine Zisterne pumpt und B nur 36 Liter, wie lange werden sie brauchen, um eine Zisterne, die 1400 Liter faßt, zu füllen?“

„Nehmen wir an, daß es regnet....“

„Bei Gott, daran habe ich noch nicht gedacht,“ rief Herr Milfred hoffnungsvoll aus. „Wir wollen uns die Aufgabe für einen regnerischen Tag vorbehalten.“ — — —

Als ich Herrn Milfred das nächste Mal traf, ging er gestützt auf zwei Stöcke und hatte die ganze rechte Gesichtshälfte einbandagiert. „Weitere Hausaufgaben?“ fragte ich mitfühlend. Milfred nickte. „Wir lernen jetzt die Lehrsätze der Mechanik. Und indem er einen Zettel hervorzog, las es: „Ein Stein wird gegen eine sich nähernde Lokomotive geworfen und prallt zurück. Unmittelbar vor dem Anprall bewegte sich der Stein also in einer bestimmten Richtung und unmittelbar nach dem Anprall in der entgegengesetzten. Der Stein muß sich demnach im Augenblicke des Anpralls für den Bruchteil einer Sekunde in Ruhe befunden haben. Aber er befand sich gleichzeitig in Berührung mit der Lokomotive. Befand sich also auch die Lokomotive im Ruhezustand?“ — „Nein,“ fügte Herr Milfred mit schmerzlichem Nachdruck hinzu, „sie tat es nicht. Gestern gingen wir nach dem Eisenbahngeleise und versuchten das Experiment beim Herannahen des 6 Uhr 15-Expreß... Ich bin fast der Ansicht, daß Pauls Lehrer seine Methode der praktischen Nutzanwendung ein wenig übertreibt... Wenn Paul im nächsten Jahre Latein lernt, wird sein Lehrer ihn vielleicht nach Hollywood schicken, damit er dort das Verbum „amare“ (lieben) praktisch konjungieren lernt... Eidenchsen, Linoleum und Tapeten gehen ja noch an; aber Lokomotiven! — — —“

Es war eine ernste Lehre für ihn gewesen. Als ich wieder eine Woche später an seinem Hause vorbeiging, hörte ich Milfred juniors Wehgeschrei. „Was war denn los?“ fragte ich Herrn Milfred. „O, nichts von Bedeutung,“ antwortete er mir. „Paul hat meine Schreibtischuhr zerbrochen, um eine Gleichung ersten Grades auf praktischem Wege zu lösen. Ich habe ihm mit einer praktischen Anwendung des Prinzips des Molekularwiderstandes geantwortet.“ — Später gestand er mir, daß er nun erst die Vorteile des modernen Unterrichtssystems zu schätzen wisse, das nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern instand setze, von ihren Händen den rechten Gebrauch zu machen. „Denn es wäre eine armselige Schule, nicht wahr, die den Geist bilden und dabei die Handfertigkeit vernachlässigen würde?“

**Vor 30 Jahren starb Oscar Wilde**

Oscar Wilde, der Dichter des „Bildnis des Dorian Gray“, starb 44 jährig am 30. November 1900 bald nach der Verbüßung seiner zweijährigen Zuchthaushaft in Paris. Wildes Drama „Lady Windermeres Fächer“, seine Zuchthausballade „Ballad of Reading Goal“ und seine stilvollen Kunstmärchen sind in fast alle Sprachen übersetzt worden.

# Der Kunstschütze Garboni

Das Prasseln beifallklatschender Hände verebbte, gehemmte Redseligkeit rauschte im Zuschauerraum auf, bis der Conferencier an die Rampe trat: „Fast kniefällig zu verehrende Damen, nicht minder willkommene Herren! Abgesehen von Damen, ist niemand unfehlbar. Nur mit einem Herrn möchte ich eine Ausnahmemachen: mit dem Kunstschützen Garboni. Seine sichere Hand fehlt nie, weder beim Unterzeichnen horrender Gagenforderungen, noch beim Schuß auf Kreuz-Neun, von der er nichts übrig läßt als ein papiernes Kaffeesieb. Nicht einmal den Zug hat er verfehlt, sonst stände er jetzt nicht auf der Bühne —“

Garboni erschien auf der geräumigen Bühne im knappen schwarzen Trikot, verbeugte sich lässig, indes sein Assistent einen schmalen Kasten mit Pistolen und kurzläufigen Büchsen auf blitzendem Gestell hereintrug.

Ein Clown stolperte herbei, kleine weiße Federbälle kollerten auf den Boden — bald wirbelten alle neun Bälle in der Luft herum. Garboni stand wie gemeißelt, hob die Pistole mit der Rechten. Blitzschnell krachten neun Schüsse. Neun zerfetzte Bälle fielen auf die Erde, indes sich der Clown laut plärrend entfernte. Rasender Beifall.

„Hier ein Kartenblatt, die Kreuz-Neun! Ich befestige es an dieser schwarzen Tafel Hinter jedem Kreuz liegt ein Metallplättchen, das einen Kontakt schließt. Jeder Treffer läßt auf dieser zweiten Tafel eine farbige Lampe aufleuchten.“

In schneller Aufeinanderfolge leuchteten die Lämpchen auf. Es war fabelhaft! Das Publikum raste, überschrie sich bei jeder neuen Glanzleistung.

„Und zum Schluß, verehrte Herrschaften: Ein Herr oder eine Dame aus dem Publikum kann sich einhundert Mark verdienen. Auf die einfachste Weise! Zwischen Daumen und Zeigefinger ist diese winzige Münze zu halten — sie besteht aus Pappe, damit die Kugel nicht abprallt —, und ich werde mit abgekehrtem Gesicht unter dem linken Arm hinweg die Münze zerschießen.“

Hundert Mark! Lebhaftes Raunen. Vier Herren drängten sich auf die Bühne. Garboni musterte sie, einen nach dem anderen. Der zweite da — der Artist verlor jede Farbe. Unbedingt wäre seine plötzliche Blässe aufgefallen, hätte ihn nicht das grelle Rampenlicht gedeckt. Seine Hände zitterten, aber nur eine Sekunde: „Der zweite Herr bitte! Stellen Sie sich in jenen mit Kreide gezogenen Kreis, die Pappmünze zwischen Daumen und Zeigefinger — gewiß, Sie können auch den Mittelfinger nehmen.“

Garboni stellte sich mit dem Rücken zum anderen vor einem mannshohen Spiegel auf, hob den linken Arm, zielte sorgfältig mit der Pistole in der Rechten unter dem Arm hinweg. Ein kaum hörbarer Knall — der Herr sank lautlos zusammen. Bestürzung in allen Gesichtern. Der grüne Sammetvorhang rauschte hastig zusammen.

Der diensthabende Arzt war zur Stelle: „Tot! Herzschuß!“

Garboni nickte nur mechanisch, steckte die Pistole mit kalter Ruhe in die Brusttasche. „Ich stelle mich sofort der Polizei.“ —

„Habe ich die Ehre mit Herrn Kommissar Tenbrink? Mein Name ist Garboni.“

„Ah — ist mir soeben gemeldet worden. Ein äußerst bedauerlicher Unglücksfall, Herr Garboni. Natürlich — für die Folgen —“ Kommissar Tenbrink machte eine hilflose Bewegung mit beiden Händen.

Garboni nahm dankend auf dem angebotenen Stuhl Platz. „Es ist kein Unglücksfall, Herr Kommissar. Garboni verfehlt sein Ziel nie.“

Ungläubig sah Tenbrink ihn an: „So ist es —“

„Mord? Wie Sie wollen. Vielleicht könnte man bei einigem Geschick Tat im Affekt vorschützen — wozu? Wissen Sie, wer der Erschossene ist?“

„Ja, gewiß. Ein Kaufmann Bertram Bernoulli.“

Garboni lächelte etwas spöttisch. „Möglich, daß der Mann jetzt so heißt. Als ich ihn vor neun Jahren kennen lernte, hieß er noch Lasar Adamescu und war Rauschgifthändler, der in Bern seine Stammkundschaft hatte.“

„Und — ich verstehe — Sie haben ihn erschossen, weil er Sie auch fast ruiniert hätte?“

„Nicht mich, aber Mignonne.“ Garbonis Stimme bekam wärmeren Klang. „Mignonne — das war vor neun Jahren ein Stern, ein leuchtendes Kindergesicht, umflammt von goldblonden Locken, ein Elfentraum von fünfzehn Jahren. Das verwaiste Kind entlief den grausamen Pflegeeltern in einem einsamen Bergdorf, fand bei unserem Zirkus Aufnahme und wurde bald aller Liebling. Tanz war ihr als schönstes Patengeschenk in die Wiege gelegt. Unser damaliger Direktor Martino, ein herzensguter Kerl, erkannte ihr Talent, und Mignonne tanzte bald, als wäre sie nie zu anderem geboren. Ein argloses Kind, mitleidig, allen gut.

Ich wich nicht von ihrer Seite. Ich schwor ihr ewige Freundschaft. Später erst, als ich Mignonne verlor, wußte ich, daß es ewige Liebe war. Und dann — an einem Herbstabend in Bern — lud uns ein gewisser Adamescu zu einer Abendvorstellung in seiner geräumigen Villa ein.

Ersparen Sie mir, den bitteren Kelch noch einmal zu durchkosten. Genug, am nächsten Morgen war Mignonnes Koje leer. Das Mädchen kam auch am Abend nicht. Zum ersten Male fehlte meine sichere Hand mehrmals ihr Ziel. Ich suchte Mignonne in der Villa bei Adamescu. Er zuckte die Achseln: Mignonne sei gegen Mittag fortgegangen. Ich schrie ihn an: „Und wo war sie während der Nacht?“

Garbonis Fäuste krampften sich zusammen: „Herr Kommissar, dieses satanische Lächeln sehe ich noch jetzt vor mir... Ich habe Mignonne wiedergesehen. Vor drei Jahren. In einem verrufenen Marseiller Lokal. Sie hat auch mich erkannt und mir gebeichtet. Am nächsten Morgen war sie tot. Sie hatte aus Versehen den Gashahn in ihrem erbärmlichen Zimmer geöffnet. Jenem Adamescu verdankte sie die Bekanntschaft mit dem weißen Gift Kokain, das ihren jungen Körper zerrüttete, sie mordete.

Das Schicksal gab ihn heute in meine Hand. Unter Millionen hätte ich ihn erkannt! Und diese rechte Hand, über die sich die verweinten Augen einer hilflosen Mignonne gebeugt, die sie am Abend vor ihrem Tod mit müden Küssen bedeckt — sie war nur Werkzeug.“

„Gewiß — ich verstehe — vom menschlichen Standpunkt — gewiß. Aber das Gesetz —“, räusperte sich Kommissar Tenbrink.

„Sehen Sie jenen Lichtfunken am Fenster?“

Kommissar Tenbrink drehte suchend den Kopf. Hastig sprang er auf. Ein leiser Knall — Garboni sank im Stuhl zusammen.

„Tot! Herzschuß!“ murmelte Tenbrink, als er sich über ihn beugte. „Es war am besten so...“

# Der Papa

Von Michael Sostschenko.

Neulich haben sie dem Wolodjka Gussew bei Gericht was aufgebrummt. Er wurde als Vater eines Kindes festgestellt mit zwangsweisem Abzug des dritten Teiles vom Lohn. Der Jammer des glücklichen jungen Vaters spottet jeder Beschreibung. Unendlich ist seine Trauer über dieses Ereignis.

„Schon immer,“ sagt er, „war es mir widerlich, einen Säugling zu sehen. Mit den Füßen strampeln sie herum, brüllen und niesen. So ein Balg kann sich auch ganz einfach jeder Zeit schmutzig machen. Das Leben kann es einem direkt verleiden.

Und hier soll man noch für so ein Balg Geld hergeben. Den dritten Teil vom Lohn will er haben. Das ist ja nicht mehr schön. Krank kann man davon werden.“

Ich habe dem Volksrichter auch gleich gesagt:

„Lächerlich,“ hab' ich gesagt, „Herr Volksrichter. Das ist,“ sag' ich, „direkt lächerlich und in höchstem Grade unnormal. So ein winziger Wurm,“ sag' ich, „und den dritten Teil. Wozu braucht er den dritten Teil? Der Säugling trinkt nicht, raucht nicht und spielt keine Karten, und hier leg' ihm sein Monatsgehalt auf den Tisch. Krank kann man davon werden,“ sag' ich, „so unnormal ist das.

Aber der Richter sagte:

„Wie ist das nun mit dem Säugling? Erkennen Sie ihn an, oder nicht?“

Ich sage:

„Was Sie für sonderbare Reden führen, Herr Volksrichter. Direkt kränkend ist das,“ sag' ich. „Krank kann man von solchen Reden werden. Natürlich,“ sag' ich, „ist das mein Kind. Aber, ich weiß schon,“ sag' ich, „wessen Intriguen das sind. Das ist dieser Marußjka Kowrowa, dieser Giftkröte, eingefallen, über mein Geld zu verfügen. Das ist sie, die Alimente fordert. Die steckt dahinter. Aber ich,“ sag' ich, „bekomme selbst nur 32 Rubel 10,75 Rubel soll ich abgeben, was bleibt denn da übrig. Ich soll also,“ sag' ich, „in zerrissenen Hosen herumgehen? Und hier,“ sag' ich, „daneben, wird Marußjka für mein Geld, Klaviere anschaffen und Strumpfbänder aus Batist. Pfui,“ sag' ich, „hol dich der Henker, welche Unannehmlichkeiten.“

Aber der Richter sagt:

„Ist das Kind nun Ihres oder nicht?“

Ich sage:

„Ich kann mich nicht erinnern. Krank kann man von diesen Erinnerungen werden,“ sag' ich. „Und was Marußjka betrifft, so hat sie sich einmal in meiner Wohnung aufgehalten. Und in der Elektrischen,“ sag' ich, „sind wir auch gefahren. Ich habe bezahlt. Aber dafür kann ich doch nicht jeden Monat zahlen. Verlangen Sie das lieber nicht...“

Der Richter sagt:

„Falls Sie das Kind anzweifeln, so werden wir es gleich besichtigen und dann wird es sich zeigen, welche Merkmale es hat.“

Aber Marußjka, die Giftkröte, steht gleich daneben und packt schon den Säugling aus.

Der Richter besieht den Säugling und sagt:

„Das Näschen ist aber ausgesprochen das Ihre.“

„Das Näschen,“ sag' ich, „erkenne ich an. Das Näschen sieht mir wirklich ähnlich. Für das Näschen,“ sag' ich, „bin ich bereit, 3 Rubel oder sogar 3½ Rubel zu blechen. Aber,“ sag' ich, „der übrige Organismus ist nicht von mir. Ich bin ein ausgesprochen brünetter Mann, und dies hier ist ja, entschuldigen Sie den Ausdruck, weiß wie eine Tür. Für so ein weißes Geschöpf kann ich 3 Rubel oder 2½ Rubel zahlen,“ sag' ich. „Wozu denn mehr,“ sag' ich, „wenn es doch weder trinkt, noch raucht, noch Parteibeiträge zu zahlen hat.“

Der Richter sagt:

„Die Aehnlichkeit ist allerdings ziemlich unsicher. Es stimmt auch, daß das Kind sehr weiß ist. Aber die Nase,“ sagt er, „ist ganz der Papa.“

Ich sage:

„Die Nase ist kein Beweis. Die Nase'“ sag' ich, „könnte von mir sein, aber die Löcher in der Nase scheinen nicht von mir zu sein, gar zu klein sind die Löcher. Für solche Löcher,“ sag' ich, „kann ich nicht mehr wie einen Rubel zahlen.“

Und sie haben das Urteil gefällt — den dritten Teil des Gehalts.

Ich sage:

„Pfui auf euch alle. Krank kann man von solchen Sachen werden.“

# Die Dame im Schrank

Von Richard Huelsenbeck.

„Wir wollen uns doch darüber klar sein“, sagte Bob Holten, „daß es ungewöhnlich ist, wenn plötzlich in einem Hotelzimmer eine Frau in Gesellschaftstoilette aus dem Schrank steigt… es ist wirklich ungewöhnlich… aber nichtsdestoweniger ist es mir passiert… es war irgendwo in Hinterindien… hm…

Ich sitze bei einer Zeitung und überlege wie ich den folgenden Tag hinbringen soll. Da ist zum Beispiel Michael Pokrowski, der Russe, dem ich ein bißchen beim Photographieren zur Hand gehen muß. Lady King konnte beim Hockeyschlag immer noch nicht den rechten Daumen eindrücken. Die Sache eilte wirklich, das Turnier rückte heran. Vor allem aber Edmund Gray, der Polizeiminister dieses gesegneten Landes. Er war nicht umsonst früher Butterhändler Engros in Harrich gewesen. Der Mann hielt auf Geselligkeit, und wenn ich ihn jetzt nicht besuchte, nahm er's mir bitter übel.

Ich sitze bei meiner Zeitung und überlege mir alle diese Dinge, die meine ereignisreichen Tage ausfüllen, als ich ein leichtes Kratzen höre — wissen Sie — so, wie, wenn eine Katze mit der Pfote ein Stück Papier anrührt. Gott verdamm mich, es kann auch etwas anders gewesen sein. Jedenfalls ein leichtes Kratzen, das mir auffällt.

Ich denke: „Verflixt… woher kommt das Kratzen…?“ Das Thermometer zeigt fünfunddreißig Grad im Schatten und es ist nicht leicht zu denken. Aber das Kratzen fällt mir auf. Es wiederholt sich, und ich habe bald heraus, daß es aus der Nähe des Kleiderschrankes kommt.

„Hallo“, denke ich, „so ein Scheusal von einem Dieb oder einem Briganten, der mir an die Anzüge will.“ Ich suche nach meinem Revolver um den Knaben würdig zu empfangen. Auf einmal wird das Kratzen zum Krachen, die Tür meines Kleiderschrankes springt auf — ich heb den Revolver — eine Dame tritt heraus. Was ich Ihnen sage… eine Dame in Gesellschaftstoilette. „Guten Abend“ sagt sie.

„Die Situation ist etwas ungewöhnlich, mein Herr“, sagt sie. Ich mache eine zustimmende Geste und will den Revolver verstecken. „Behalten Sie nur den Revolver“, sagt sie, „bis ich Ihnen weitere Erklärungen abgegeben habe… Sie können dann selbst darüber urteilen, ob ich gefährlich bin oder nicht.“

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“, sage ich.

Wir sitzen am Tisch und unterhalten uns. Im Anfang geht es ein wenig stockend, aber es dauert nicht lange, und wir haben, das Ungewöhnliche der Situation überwunden. Ich finde, daß die Dame schön ist, daß ihr die Toilette ausgezeichnet steht und daß sie reizend mit mir umzugehen versteht.

Ich bin es nicht gewöhnt, mit schönen Frauen umzugehen; dazu bin ich zu lange Farmer gewesen, müssen Sie wissen. Meine Hände sind zu rauh und mein Gehirn ist durch den Sonnenbrand ein wenig schwerfällig und trocken geworden.

Der Fall lag wirklich ungewöhnlich. Wie soll ich Ihnen das nur so schnell erklären. Sehen Sie, wenn ich in der Zeitung von einem Diebstahl oder einer Hochstapelei lese, wünsche ich den Verbrecher stets an den Galgen. Das hängt damit zusammen, daß meine Eltern beispielhaft rechtliche Leute gewesen sind und daß mir das Eigentum der anderen stets heilig gewesen ist.

Hm… diese Dame, die unvermutet aus meinem Kleiderschrank stieg, war eine Hochstaplerin. Sie versicherte mir, daß sie nicht beabsichtigt hatte, mir etwas zu stehlen. Ich habe es ihr geglaubt. Wissen Sie, ich bin geneigt, schönen Frauen allerlei zu glauben. Das hängt auch mit meiner langjährigen Farmertätigkeit zusammen. Man ist zu lange weg von den großen Städten und wenn man dann einmal ein gutes Parfüm riecht oder auf ein paar geschminkte Lippen sieht, gehen einem die Pferde durch.

Das heißt nicht, daß ich in die Dame verliebt war. Ich bestreite das ganz energisch, aber immerhin machte ihre offene Rede großen Eindruck auf mich.

Wir saßen zusammen und erzählten uns allerlei. Sie sprach von den Schwierigkeiten ihres Berufes, und ich sagte ihr, daß das Farmergeschäft sehr im argen läge. Wenn ich heute daran zurück denke, will ich es selbst nicht glauben… aber es ist so gewesen, ich kann jedes Wort unterschreiben.

„Hm…“ sage ich, „es muß doch unangenehm sein, damit rechnen zu müssen, eingelocht zu werden…“

„Das ist wahr“, meint sie, „davor müssen Sie mir helfen.“

„Ich…?“

Die Sache begann mir ein wenig unheimlich zu werden.

„Ja, Sie…“

„Und in welcher Weise…?“

„Indem Sie mich als Ihre Frau ausgeben…“

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß ich mich strikt geweigert habe, auf einen derartig absurden Vorschlag einzugehen. Ueberall bei meinen Freunden wußte man, daß ich ein eigensinniger Junggeselle war. Wie oft hatte ich behauptet, ich würde mir eher eine Hand abhacken…

Und dann habe ich es doch getan. Das ist eben meine Verrücktheit. Jeder Mensch ist ein wenig verrückt, und damals war ein besonders heißer Sommer. Ich habe einen großen Teil meiner Grundsätze aufgegeben. Diese Frau erschien mir sanfter und liebenswürdiger als die meisten ihres Geschlechts. Daß sie Hochstaplerin war, war ihr persönliches Pech. Wenn sie eine Hausfrau gewesen wäre, hätte sie sicher ein ruhigeres Leben geführt. Warum sollte ich ihr auf ihrem beschwerlichen Lebenswege nicht dadurch forthelfen, daß ich sie eine Zeitlang für meine Frau ausgab? Ich half ihr, und sie befreite mich ein wenig von meinem Weiberhaß. Die Sache erschien ebenso aussichtsreich wie amüsant. Man konnte auf ein solches Angebot schon eingehen.

Am folgenden Tage drang sie darauf, mit mir bei Edmund Gray, dem Polizeiminister, einen Besuch zu machen. Sie können sich denken, wie der Mann staunte, daß ich plötzlich verheiratet war. Er saß ganz verlegen da und wurde abwechselnd weiß und rot. Lydia — sie hieß Lydia — lachte, flirtete und bot ihm eine Zigarette an. Er nahm sie wirklich, weil er in Eton erzogen ist, aber ich sah, wie schwer es ihm wurde.

Das war an einem Donnerstag. Am Freitag gibt es einen Riesenlärm im Hotel, eine Tür wird eingeschlagen, Leute schreien und ich höre eine Stimme: „Diebin… meine Juwelen…“ Mein erster Blick gilt Lydia, sie ist nicht da. Dann schießt sie ins Zimmer, schlägt die Tür hinter sich zu und wirft sich mir um den Hals: „Rette mich…“

Sie können sich denken, in was für einen furchtbaren Konflikt mich diese Frau gebracht hat. Ich hätte mir nie vorstellen können, daß ich auch nur eine Schreibfeder stehlen könnte und nun war ich sozusagen der Gatte einer wirklichen Hotelratte.

Lydia kroch in ihren Schrank, und als die Leute kamen, war sie nicht da. Ich erklärte, daß ich nichts wüßte und auch niemanden gesehen hätte. Lydia fiel mir hinterher um den Hals und küßte mich ab. Ich saß dann drei Tage tiefsinnig herum, wenn man mich anrief, zuckte ich wie ein Schwerkranker zusammen.

„Sie wollen wissen, wie die Geschichte ausgelaufen ist? Ich könnte einen Roman erzählen, will mich aber mit einigen Worten begnügen. Nach einer Woche sagte mir Edmund Gray auf den Kopf zu, daß Lydia keine Dame sei. Ich sträubte mich und wand mich, aber ich konnte ihm schließlich nicht widersprechen. Ich suchte Lydia so lange zu schützen wie es ging. Edmund Gray sicherte mir Verschwiegenheit und Straflosigkeit zu. Europäische Gerichte hätten mich sicher noch wegen Mitwisserschaft belangt, aber Sie müssen sich vorstellen, daß sich alles bei fünfunddreißig Grad im Schatten abspielte.

Edmund Gray hat sie übrigens nicht bekommen. Als die Beamten ins Hotel kamen, um sie zu verhaften, fanden sie nur noch ein paar alte Handschuhe.“

# Der Bär

Novelle von Klabund.

Diese Geschichte beginnt wie ein Märchen der Brüder Grimm. Es ist aber kein Märchen. Es ist auch keine rechte Geschichte mit dem nötigen Schlußpunkt: eine runde Geschichte etwa, rund und durchsichtig wie eine Glaskugel, mit einer schillernden Moral. Diese Geschichte ist nämlich (beinahe) wahr und hat sich zugetragen in der kleinen Stadt, in der ich kürzlich zu Besuch weilte. Sie ist nichts als eine traurige und lächerliche Arabeske zu dem erhabenen Ereignis des Krieges, das sich draußen (weit von hier, die kleine Stadt weiß nicht wo…) abspielt.



**In Wisby auf der schwedischen Insel Gotland**

erinnern noch heute die Ruinen von zehn Kirchen an die große Vergangenheit der alten Hansestadt, die einst — in ihrer Blütezeit — die Königin des Nordlandes genannt wurde, bis sie um die Mitte des 14. Jahrhunderts von den Dänen überfallen und zerstört wurde. Eine der schönsten dieser Kirchenruinen ist die der St. Katharinen-Kirche.

An dem Tage, an dem Deutschland an Rußland den Krieg erklärte, traf in der kleinen Stadt der weit- und weltberühmte Zauberer Francesco Salandrini ein, welcher dort eine Vorstellung seiner großen und geheimen Künste zu geben gedachte. Er vermochte Wasser in Wein und Wein in Wasser zu verwandeln. Er zog den Bauernburschen auf dem Lande und den verblüfften Jünglingen und den kichernden Fräuleins der kleinen Städte nur so die Taler aus Nase und Ohren und ließ sie klappernd in seinen schwarz-polierten Zylinder springen, obgleich offensichtlich zutage trat, daß er selber nicht im Besitze eines einzigen dieser silbernen Dinger war. Er zerschlug in seinem bereits erwähnten Zylinder, dem man gewisse magische Kräfte nicht absprechen durfte, ein halbes Dutzend roher Eier und buk ohne Feuer und ohne Pfanne in nichts als eben diesem Zylinder einen veritablen wohlschmeckenden Eierkuchen.

Herrn Salandrinis Gefährt, das mit einigen kleinen Fenstern versehen und ziegelrot angestrichen war, rollte, von einem schwermütigen und betagten Pferde gezogen, über die Oderbrücke rumpelnd in die Stadt ein. In seiner Begleitung befanden sich noch seine Frau: Bella, die Schlangendame, die schwebende Jungfrau, das überirdische Medium, und ein Bär, welcher den prosaischen Namen Hugo führte.

Herr Salandrini, der sich mit Weltgeschichte und Politik noch nie in seinem Leben befaßt hatte (und es auch fürder nicht zu tun gedachte, da er Steuern zu zahlen weder willens noch fähig war), verwunderte sich nicht wenig, die kleine Stadt in heller Aufregung zu finden. Alle Leute liefen durcheinander, die Kinder schrien und sangen, und die Frauen sahen besorgt aus den Fenstern.

Nichtsdestoweniger lenkte Herr Salandrini seinen Wagen ruhig und besonnen nach dem Salzplatz, wo an Jahrmärkten die Würfelbuden prunken und die Karussells sich munter drehten, um dort sein „Interessantes Wundertheater“ aufzuschlagen.

Er hatte mit Hilfe der schwebenden Jungfrau gerade den ersten Pflock in die Erde getrieben, einen Strick darum geschlungen und Hugo daran gebunden, als sich federnden Schrittes der dicke Polizist Neumann nahte, der ihn ebenso bestimmt wie freundlich darauf aufmerksam machte, daß er sich die weitere Mühe der Errichtung seines „Interessanten Wundertheaters“ sparen könne. Der Krieg sei erklärt. Die für heute abend angesagte Vorstellung könne vom Bürgermeister in Anbetracht der ernsten Zeitumstände nicht mehr gestattet werden. Es gehe jetzt um andere Dinge als um den Eierkuchen im Zylinder oder um den gedankenlesenden Bären Hugo. Kein Mensch habe Lust, sich derlei abenteuerlichen Unsinn jetzt anzusehen. Er möge sein „Interessantes Wundertheater“ bis auf günstigere Zeiten suspendieren. Damit entfernte sich der Polizist Neumann, freundlich und bestimmt, wie er gekommen war.

Herr Salandrini war wie vor den Kopf geschlagen. Die Möglichkeit eines internationalen Konflikts, der ihn um Beruf und Brot bringen konnte, hatte er nie im entferntesten in Berechnung gezogen. Auch Hugo, der gedankenlesende und wahrsagende Bär, hatte ihn davon in Kenntnis zu setzen verabsäumt, ja, er schien selber noch nichts von dem drohenden Unheil, das sich auch über seinem Haupte in dunklen Wolken zusammenballte, zu ahnen. Er saß klein und verhungert neben dem Pflock, knabberte wie ein Kind an seinen Pfotennägeln und starrte mit jenem Ausdruck beseelten Stumpfsinns vor sich hin, der unsere Lachmuskeln eben so reizt, wie er unser Grauen erweckt.

Herr Salandrini setzte sich auf die Wagendeichsel und sann den ganzen Tag, was er nun anfangen solle, um sich und seine Familie durchzubringen. Er hieß eigentlich Schorsch Krautwickerl und war aus Bamberg. Zum Heeresdienst würde man ihn nicht mehr einziehen, dazu war er zu alt. Im übrigen war er sich sehr klar, daß er augenblicklich bei niemand auf Verständnis und Teilnahme für seine merkwürdigen Kartenkunststücke und die erstaunliche Begabung des gedankenlesenden Bären Hugo zu zählen habe.

Er sann mehrere Tage. Dann ging er auf das Bürgermeisteramt und bat um irgendeine, wenn auch die geringste, Arbeit. Die schwebende Jungfrau und der Bär blieben in banger Erwartung zurück. Sie teilte schwesterlich mit ihm eine alte Brotkruste.

Herr Salandrini kehrt mit der frohen Botschaft zurück, daß er als Koksarbeiter bei der städtischen Gasanstalt Verwendung gefunden habe. Das war wenigstens etwas, wenn auch nicht viel, denn das Gehalt, das Herr Salandrini empfing, reichte kaum für einen Magen (der Bedarf an Koksarbeitern ist schon im Frieden nicht nennenswert). Wenn also die schwebende Jungfrau zur Not noch mit versorgt war — vielleicht fände sie in der Stadt eine Stelle als Aufwaschfrau? —, was sollte aus dem kleinen, sowieso schon halb verhungerten Bären, ihrem Liebling, Kapital und Abgott, werden?

Am nächsten Tage erschien in der Zeitung ein Inserat: „Edle Herrschaften werden um Abfälle gebeten für den wahrsagenden Bären des Zauberers Salandrini.“

So sättigte sich der Bär Hugo von nun ab an den Abfällen edler Herrschaften, die ihm nicht so reichlich zukamen, daß sie ihn völlig befriedigten. Er saß auf dem Salzplatz, an seinen Pflock gebunden, unter Aufsicht, der schwebenden Jungfrau, welche Wäsche ausbesserte, und der Herbstregen wusch seinen Pelz. Es wurde Spätherbst, und der Bär fror. Sein Pelz zitterte und seine müden Augen sahen furchtsam zum bleiernen Himmel empor. Die schwebende Jungfrau weinte.

Da kam Herr Salandrini auf einen guten Gedanken. Er war ja Koksarbeiter an der Gasanstalt. Er bat den Magistrat um Erlaubnis, den Bären in einen leeren warmen Raum der Gasanstalt, neben den großen Oefen, unterbringen zu dürfen. Der Magistrat, der sich von der Harmlosigkeit des halb verhungerten und schwächlichen kleinen Bären längst überzeugt hatte, gab die Einwilligung, und der Bär hockte nun hinter einer hölzernen Gittertür und blickte mit traurigen Augen in die feurige Glut der Oefen. Hin und wieder besuchten ihn die Kinder des Gasanstaltsinspektors und brachten ihm ein Stück Kriegsbrot oder Küchenreste. Er fraß alles, was ihm zwischen die Zähne gestopft wurde.

Eines Morgens aber lag er tot, hinter dem Gitter, und das rosa Licht der Oefen tanzte über sein dunkelbraunes spärliches Fell.

Herr Salandrini war erschüttert, aber als Koksarbeiter hatte er keine Zeit zu langen Meditationen. Die schwebende Jungfrau warf sich schreiend über den toten Bären und das ganze sah aus wie ein Bild von Piloty.

Ob der Bär an Gasvergiftung oder an Unterernährung zugrunde ging, war nicht festzustellen.

Herr Rechtsanwalt K. kaufte Herrn Salandrini das Bärenfell samt dem Kopfe ab. Herr K. ist im Begriff, die Stadt zu verlassen und in Z. eine neue Praxis aufzunehmen. Er wird sich das Fell des wahrsagenden Bären Hugo in seinem Herrenzimmer an die Wand nageln, und wenn er Freunde bei sich zu Gaste hat, wird er mit einer großen Gebärde auf das Fell deuten, seine Zigarrenasche nachläßig abschlagen und zerstreut zu erzählen beginnen:

„Als ich noch in den schwarzen Bergen Bären jagte…“

Abruck aus dem Gesamtwerk des frühverstorbenen Dichters. (Phaidon-Verlag, Wien IV). Klabund wäre am 4. November vierzig Jahre alt geworden.

# Der Kakadu

Eine lustige Geschichte von E. Seger.

Meine Frau und ich, wir haben Tiere sehr gerne. Das ist, sollte man meinen, eine gute Eigenschaft, und ich habe als Kind in der Schule gelernt, daß gute Eigenschaften belohnt werden. Es ist das eine der wenigen Lehren, die ich von der Schulzeit her noch behalten habe. Sie machte damals einen großen Eindruck auf mich, denn ich war mir bewußt, sehr wenig gute Eigenschaften zu besitzen, und in der Hoffnung auf künftige Belohnung, deren unbestimmter Charakter meiner knabenhaften Phantasie sehr reizvoll schien, nahm ich mir vor, mehr Wert als bisher auf die Züchtung guter Eigenschaften in mir zu legen. Aber leider ist nicht alles wahr, was man in der Schule lernt, zumal meist das nicht, was man zufällig behält.

Was zum mindesten unsere Tierliebe angeht, so wurden wir für diese unsere Gesinnung nicht nur nicht belohnt, sondern hart bestraft. Irgendein berühmter Mann — sein Name gehört zu denjenigen Dingen, die ich nicht behalten habe — hat einmal gesagt: „Unsere Fehler sind meist übersteigerte Tugenden." Ich nehme daher zur Ehre der Schulweisheit an, daß unsere Tierliebe bereits einen solchen Grad erreicht hatte, daß sie in den Augen des braven Durchschnittbürgers krankhaft übersteigert erschien, und daß ihre humanen, beziehungsweise animalen Auswirkungen uns deshalb als Fehler angekreidet wurden. Sei dem, wie ihm wolle, meine arglos vertrauende Seele erhielt jedenfalls einen Stoß, von dem sie sich so bald nicht wieder erholen wird, und das kam so:

Meine Frau hat — womit nichts Böses gesagt sein soll — eine liebe alte Freundin, und die liebe alte Freundin hatte einen weißen Kakadu. Er war sehr schön, dieser Kakadu, in Gestalt und Gefieder ein wahres Prachtexemplar von einem Kakadu, und er war, wie meine Frau mir häufig versicherte, ein Muster an Erziehung. Er konnte nicht nur weich und zärtlich seinen eigenen Namen „Joko" sagen, er konnte auch wie ein Hund bellen und mit gesträubter Haube und weit ausgebreiteten Flügeln laut „Hurra" schreien. Was meiner Frau aber noch viel mehr imponierte, war, daß er stets aufs Wort gehorchte, alles tat, was er sollte, und alles geduldig über sich ergehen ließ, was man mit ihm unternahm. Meine Frau wurde nicht müde, mir nach jedem Besuch bei ihrer Freundin die vielfachen Vorzüge Jokos eingehend zu schildern, obgleich ich sie mittlerweile genau so gut auswendig kannte wie sie. Wir waren bereits in ernsthafte Beratungen eingetreten darüber, ob wir unser Familienleben nicht gleichfalls durch Anschaffung eines weißen Kakadus bereichern sollten. Was uns immer wieder zögern ließ, war die berechtigte Annahme, daß ein Juwel von den Qualitäten Jokos ein zweites Mal nicht aufzutreiben sein würde. Die Natur ist sparsam mit ihrer Schöpferkraft, sie liefert Durchschnittsware in Massen, aber nur ab und zu einen Steinach oder einen Kakadu wie Joko.

Doch das Schicksal schien uns gütig gesinnt. Eines Tages suchte die liebe, alte Freundin uns auf, erklärte, sie wolle einige Zeit verreisen, und fragte, ob wir ihren Joko solange in Pension nehmen wollten. Sie hätte zwar eine Haushälterin, aber diese sei nicht sehr zuverlässig, und wir hätten doch Tiere so gerne. Wer war glücklicher als wir?

Einen Tag vor ihrer Abreise brachte die alte Dame uns ihren Liebling in das Haus. Sie zeigte uns noch einmal alle seine Vorzüge, bevor sie uns verließ. Sie ließ ihn aus dem Käfig heraus und auf ihre Ermahnung wieder hineinspazieren, sie setzte ihn auf seinen hölzernen Ständer, seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort, und ließ ihn Joko, Wauwau und Hurra sagen. Sie nahm ihn auf den Arm und legte ihn auf den Rücken, lediglich um seine Engelsgeduld zu demonstrieren, was Joko denn auch vor unseren staunenden Augen regungslos über sich ergehen ließ. Wir versuchten nunmehr, ob er auch uns Gehorsam erweisen würde, streichelten ihn und nahmen ihn auf den Arm. Joko hielt still wie ein Lamm. Wir waren glücklich wie Kinder und versicherten der Besitzerin beim Abschied, sie könne ruhig sehr lange fortbleiben und brauche sich keinerlei Sorgen machen, wir würden ihren Joko wie ein Kind im Hause behandeln, je länger desto lieber.

Sie ging, und das Verhängnis nahm seinen Lauf.

Als wir die Haustüre abschlossen, erklang aus dem Zimmer ein ohrenbetäubendes Geschrei. Wir stürzten beide hinzu: Joko saß in seinem Bauer und schrie, schrie, daß uns das Trommelfell gellte, schrie, daß die Wände zitterten. Meine Frau wurde bleich. „Mein Gott, was ist das," sagte sie, „so habe ich ihn noch nie schreien gehört, das Tier muß krank sein." „Seine Lunge zum mindesten nicht," erwiderte ich, „aber jedenfalls muß das aufhören, und zwar so schnell wie möglich, sonst denken die Leute, hier wird ein Lustmord verübt." Meine Frau trat an den Käfig und sprach beruhigend auf Joko ein. Er sah uns an — wie mir schien, mit höhnisch funkelnden Blicken, und schrie weiter. Wir waren ratlos. Meine Frau hielt sich verzweifelt die Ohren zu, aber plötzlich erstrahlte sie über das ganze Gesicht. „Aber Rudi, wir sind doch auch zu dumm, das arme Tier will aus dem Käfig heraus, das ist es so gewöhnt," und damit schritt sie auch schon auf das Bauer zu und öffnete die Tür.

Und das arme Tier kam heraus.

Von dieser Stunde an wußte ich, daß nicht Liebe und Güte, sondern Gewalt und Tücke die Welt regieren.

Joko stieg nicht mit seinen üblichen gravitätischen Schritten herab, er flog mit lautem Kreischen auf seinen Ständer, hing sich über Kopf auf und begann unausgesetzt kreischend wie toll zu schaukeln.

„Aber das geht doch nicht, man wird uns die Wohnung kündigen," sagte ich sehr energisch. „Joko sei ruhig!"

Aber Joko war nicht ruhig. Er ließ jetzt jede Maske fallen. Er sträubte die Haube, schlug mit den Flügeln, schrie laut und durchdringend: „Hurra, Hurra," schaukelte, kreischte, lachte, kurz, war nur noch ein einziger, sinnverwirrend tobender, ohrenbetäubend lärmender Federknäuel.

„Lieber Himmel, er ist übergeschnappt!" Meine Frau sank stöhnend in einen Sessel. Ich fühlte die dunkle Verpflichtung, mich als Mann zu betragen. „Man muß ihn auf den Arm nehmen und festhalten," entschied ich.

„Ja, bitte, tue das," hauchte meine Frau.

„Ich? —"

„Na, etwa ich?"

Ich konnte unmöglich eingestehen, daß ich Angst hatte, und erklärte daher: „Er ist doch mehr an das weibliche Geschlecht gewöhnt." Das leuchtete meiner Frau ein. Sie erhob sich, schritt auf Joko zu und lockte in so zärtlichen Tönen, daß ich eine Regung von Eifersucht nicht ganz unterdrücken konnte. Und siehe da, er saß plötzlich still und sah sie an. Sie streckte die Hand aus. Da sprang er ein Stück zur Seite und biß nach ihr. Wir waren sprachlos.

„Er will nicht zu mir, versuche du es!" sagte sie, und setzte sich wieder in den Sessel. Ich nahm alle Kraft zusammen und schritt auf den Ständer zu. Ich muß sagen, sein Schnabel war recht achtunggebietend, und ich war nie ein Held. Als ich vor ihm stand, zögerte ich einen Augenblick. Auch Joko zögerte und überlegte offenbar. Dann schrie er laut: Auch Joko zögerte und überlegte offenbar. Dann schrie er laut: „Hurra!", breitete die Flügel und flog quer durch das ganze Zimmer meiner Frau auf den Schoß. Sie ließ beide Arme schlaff herunterhängen und starrte ihn an. Aber er tat ihr nichts Böses. Er saß ganz einfach da und äugte, wich aber nicht von der Stelle. Er schien sich soweit ganz behaglich zu fühlen und begann, sich die Federn zu putzen. Anfassen ließ er sich nicht. Auf die Aufforderung, seinen Platz zu verlassen, antwortete er mit Hundegebell, auf die Ermahnung, in seinen Käfig zu gehen, mit hysterischem Lachen.

Wer weiß, wie lange er so gesessen hätte, wenn nicht neue Dinge ihn plötzlich zu neuen Taten gelockt hätten! Der Zwischenfall, der meine Frau erlöste, war jedoch keinewegs erfreulich. Nichtsahnend erschien nämlich in der Tür unsere Aufwartefrau.

Joko erblickte sie, flog auf sie zu, ließ sich vor ihr nieder und biß sie in die Stiefel. Die Frau schrie auf, sprang zurück und schlug die Tür zu. Die Tür sauste dicht an Jokos Kopf vorbei. Hier sündigte ich zum zweiten Mal in Gedanken, und auch das blieb nicht ungestraft, denn als hätte Joko meinen finsteren Wunsch erraten, machte er nunmehr Jagd auf meine Stiefel. Da er nicht nur laufen, sondern auch ausgezeichnet fliegen konnte, war die Flucht nicht ganz einfach. —

In der Folgezeit stellte sich heraus, daß Stiefel zu zerbeißen eine seiner ungehemmten Leidenschaften war, wobei es für ihn den Reiz noch erhöhte, wenn in den Stiefeln menschliche Füße steckten.

Ich habe inzwischen ein Buch von Freud gelesen und nehme an, daß es eine Art Stiefelfetischismus aus Verdrängung war, was ihn beherrschte. Jedenfalls war diese seine Neigung nicht angenehm, denn er fröhnte ihr mit rücksichtsloser Brutalität. Die einzige Rettung bestand in der Flucht aus dem Zimmer, und meine Frau und ich traten alsbald diesen Rückzug an, Joko das Feld überlassend.

Eine Woche lang hat er dieses Feld beherrscht.

Eine Woche lang konnten wir unser Zimmer nur mit Lebensgefahr betreten. Joko hatte sich dort häuslich eingerichtet und herrschte uneingeschränkt. Er schritt dabei sozusagen über Leichen, das heißt, er schritt mit seinen großen Krallenfüßen rücksichtslos über alles hinweg, was ihm im Wege lag, über Glas, Porzellan, Blumenvasen, Blattpflanzen, Tintenfässer. Betrat man das Zimmer, stürzte er sich einem entweder sofort lebhaft beißend auf die Stiefel, oder er machte Miene, einem auf den Kopf zu fliegen.

Nach drei Tagen, die wir in der Küche zugebracht hatten, und in denen Joko aus unserem Wohnzimmer ein nicht eben wohlriechendes Trümmerfeld gemacht hatte, entschloß ich mich zu einem letzten Versuch. Ich zog meine genagelten Bergstiefel an und betrat mit einem Tuch in der Hand das Zimmer. Joko saß oben auf seinem Käfig und lachte hysterisch: Er beäugte meine Stiefel, beäugte das Tuch, schrie: „Hurra!" und machte Miene, mir auf den Kopf zu fliegen. Ich zeigte ihm auffordernd meine Stiefel, aber er blieb ruhig sitzen und lachte. Ich biß die Zähne zusammen, dachte an die erschütternden Ausführungen meiner Frau, in jedem Manne müsse ein Stück Heldentum verborgen liegen, sonst könnte er ihr nicht imponieren, und trat auf das Tier zu. Joko saß jetzt ganz still und schaute mich an. Als ich vor ihm stand, hob ich das Tuch. Da sträubte er die Haube, breitete die Flügel und flog in letzter Minute mit markerschütterndem Schrei über mich hinweg, wobei er mit seinen Krallen meine Kopfhaut nicht unempfindlich ritzte.

Ich trat den Rückzug an, ein geschlagener Mann.

Am vierten Tage erschien der über uns wohnende Mieter und erklärte, wenn wir nicht dafür sorgen würden, daß unser Hund nicht die ganze Nacht belle, würde er sich bei dem Hauswirt beschweren.

Vom fünften Tage an richteten wir an der Zimmertür einen Tag und Nacht ununterbrochenen Wachtdienst ein, den meine Frau, ich, die Aufwartefrau und ein hierzu gemieteter Schusterjunge abwechselnd übernahmen. Wir lauerten auf den Augenblick, in dem Joko, sich unbeobachtet glaubend, von selbst seinen Käfig aufsuchen würde. Drei Tage und drei Nächte lang lauerten wir vergeblich. Meine Frau und ich, die gutmütigsten und tierliebendsten Menschen von der Welt, brüteten über Mordgedanken. Wir sagten es beide nicht, aber wir sahen es uns doch an, wenn einer plötzlich dem stieren Blick des anderen begegnete. „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende", sagte ich am siebenten Tage zu mir selbst und beschloß, die grausige Tat anderen Tages auszuführen.

Aber da zum ersten Male war das Schicksal mir wahrhaft günstig und bewahrte mich vor Blutvergießen.

Am Morgen des achten Tages besiegte Joko der Hunger. Die Futternäpfe seines Ständers waren seit zwei Tagen leer gefressen, im Zimmer gab es nichts Eßbares für ihn, er suchte die Futternäpfe seines Käfigs auf, an die er von außen nicht gelangen konnte. Es war gegen sechs Uhr morgens, meine Frau schlummerte leicht, ich wälzte mich voll finsterer Mordpläne unruhig auf meinem Lager, als mit Indianergeheul der Schusterjunge, der eben Wache hatte, in unser Schlafzimmer stürzte. Er hatte den richtigen Augenblick abgepaßt und die Käfigtür zugeschlagen. Joko war gefangen. — Am gleichen Vormittag brachte ich ihn in die Wohnung seiner Besitzerin und lieferte ihn bei der Haushälterin ab.

Drei Tage später war er tot. Die Haushälterin hatte ihm aus Versehen, anstatt seiner gewohnten Körner, für die Ratten bestimmten Strychninweizen zu fressen gegeben. Sanft ruhe seine Asche!

Die liebe alte Freundin hat uns nach ihrer Rückkehr nicht mehr besucht. Unsere Aufwartefrau kündigte den Dienst. Kurz darauf traf ich einen guten Freund. Er erzählte, er wolle mit seiner ganzen Familie verreisen, ob wir nicht solange ihren Dackel in Pension nehmen wollten. Er wäre sehr gut erzogen und würde uns gewiß keinerlei Schwierigkeiten machen, und außerdem hätten wir doch Tiere so gerne. — Es war gut, daß ich nicht boxen kann. Ich kann mich bei dem besten Willen nicht darauf besinnen, was ich ihm antwortete, aber seit diesem Tage grüßt er mich nicht mehr auf der Straße.

# Der Jockei

Von Klabund.

*Klabund, der viel zu früh gestorbene Dichter, wäre in diesen Tagen vierzig Jahre alt geworden. Sein Gesamtwerk erscheint jetzt im Phaidon-Verlag, Wien, in sieben Bänden.*

Das Rennen nahm ein sehr interessantes und völlig unerwartetes Ende. Nachdem Imperator bis hundert Meter vorm Ziel geführt hatte und der Sieg ihm sicher schien, setzte sich plötzlich Atalanta, die an vierter Stelle lief, von einer wütenden Kraft getrieben, vor und kam in leichtem, scheinbar mühelosem Galopp mit einer Pferdelänge vor Imperator durchs Ziel.

Es war eine ungeheure Aufregung, die Menge drängte an, die Reitknechte sprangen herbei — aber ehe man den Jockei Harsley, der Atalanta geritten hatte, vom Pferde heben konnte, scheute Atalanta, bäumte sich empor und warf den Jockei, der zu geschwächt war, um sich halten zu können, auf den Rasen. Er fiel so unglücklich, daß ein Holzpflock ihm in die Brust drang und er das Bewußtsein verlor. Man schrie nach dem Arzt, nach der Sanitätskolonne, die sofort zur Stelle war und ihn in die Klinik schleppte. Wochenlang rang der Jockei unter entsetzlichen Schmerzen mit dem Tode. Die Lunge wies schwere Verletzungen auf. Er spie Blut. Nacht für Nacht wachte ein Wärter an seinem Bett. Eine Schwester wurde, mit ihm nicht fertig, da ihn im Fieber Wutanfälle wie wilde Hunde packten und aus den Kissen zerrten.

Und durch alle seine Fieberträume klang ein Wort, zuerst zaghaft, leise, liebkosend, dann flehender, fordernder: Tilly. Und schließlich fand man auch am Tage nur dies eine Wort auf seinen Lippen: Tilly. Man versuchte vorsichtig, ihn nach dem Sinn dieses Wortes auszuforschen, aber er erlangte ja nie volles Bewußtsein. „Vielleicht seine Braut", sagte der Professor. Aber niemand wußte von einer Braut. „Eine Geliebte", sagte der junge Assistenzarzt und machte ein pfiffig selbstverständliches Gesicht. Man hatte ihn nie, wie die anderen Jockeis, mit Mädchen der Halbwelt oder Damen der Gesellschaft zusammengesehen. Endlich riet man auf eine heimliche Geliebte. Aber hätte sie sich nicht längst nach ihm erkundigt? Hatte nicht der Unglücksfall, sentimental drapiert, in allen Zeitungen gestanden? Also eine Dame der höheren Kreise, die sich aus dem schützenden Dunkel ihrer Anonymität nicht hervorwagen darf?

Immer stürmischer, klagender, trostloser klang es von den Lippen des Kranken: Tilly. In einer größeren Zeitung erschien ein Feuilleton, betitelt „Tilly..." und dann ein paar Punkte, aber es erfolgte nichts, Tilly machte sich nicht bemerkbar.

Eines Tages, als der Wärter ihm mit einer Trinkröhre das zweite Frühstück — Milch einzuflößen suchte, sprang er, ehe man ihn halten konnte, aus dem Bett auf, schlug die Glasröhre zur Seite, daß die Milch über das Kopfkissen floß, und lehnte am Fenster. „Tilly" flüsterte er und stierte hinaus. Unten auf der Straße hatte ein Pferd gewiehert.

Der Wärter meldete dem Professor den Vorfall. Und nun ward es allen klar: Er sehnt sich nach einem Pferde namens Tilly. Das war nun bald im Stalle des Herrn v. W. gefunden. Es war jene Atalanta die der Jokei für sich Tilly getauft hatte. Und er hatte sie nur für sich so getauft, keiner sonst durfte sie so nennen.

„Wir wollen ihm die Freude gönnen", sagte der Professor, „er hat sowieso höchstens noch eine Woche."

Und an einem warmen Morgen fuhr man den kranken Jockei in Decken gepackt auf den Hof des Krankenhauses. Ein glasklarer blauer Himmel wölbte sich über den Gebäuden und glitzerte hinter dem grünen Laub der Linden. Einige Rekonvaleszenten der dritten Abteilung gingen in ihren grauschmutzigen Anstaltskleidern stumm und beschaulich auf den strahlenden Kieswegen.

Plötzlich wurde das Tor am Portierhaus geöffnet und Atalanta von einem Diener hereingeführt. Sie tänzelte mit kleinen koketten Schritten, schlug mit dem Schwanz und steckte den Kopf steif und gerade in die Sonne. Auf ihrem braunen glatten Fell spiegelten blitzende Glanzlichter.

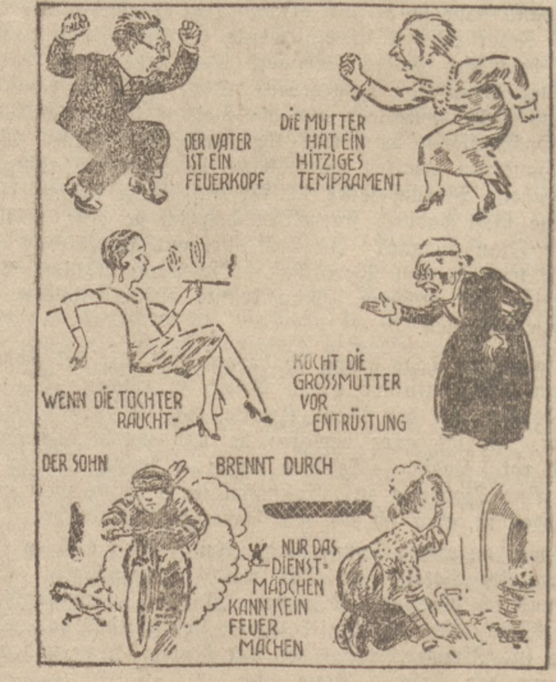
Der Jokei hatte die Lider geschlossen.

Als er Atalantas Gang hörte, riß er sie auf und hob freudig die Arme. Nun wieherte sie — ganz nahe bei ihm. Und stand still. Er konnte ihren Kopf greifen. Er zitterte und weinte. Der Wärter richtete ihn in den Kissen auf, da packte er mit beiden Händen ihren Kopf, zog ihn zu sich nieder und küßte ihr breites, heuduftendes Maul, um das in kaum sichtbaren weißen Wölkchen ihr Atem schnob.

„Tilly", sagte er lächelnd und sank zurück, glückselig aufatmend.

Der Professor gab ein Zeichen: man solle das Tier wieder fortführen. Tilly sah ihn mit einem langen glatten Blick an und wandte sich scharrend um. Ehe man zur Besinnung kam, schlug sie aus und traf den Jockei mitten auf die Stirn. Er war sofort tot.

„Ein ergreifender Tod", sagte der alte Professor, „...von seiner Geliebten ins Jenseits befördert zu werden", sagte der junge Assistenzarzt und schrieb den Totenschein.




Eine — letzten Endes — widerspruchsvolle Familie.

(Humorist.)

**Apothekendienst** versieht am morgigen Sonntag die Stadtapotheke, desgleichen den Wochentagsnachtdienst.

**Unglückswahlen.** Die 72 Jahre alte Frau Stoll war auf dem Heimwege von den Wahlen, fiel um und brach ein Bein. Sie mußte in ärztliche Behandlung gebracht werden.

**Uebermut.** Auf der alten Beuthenerstraße warf ein Junge einen großen Stein gegen den Chauffeursitz des Lastautos der Richterschächte, welcher die Scheibe zerschlug und den Chauffeur verletzte. Der Täter flüchtete unerkannt.

**Ein sauberer Logisherr.** Nachdem er seiner Logiswirtin für einen Monat das Kostgeld nicht bezahlt hatte, verschwand der noble Logisherr E. Mansfeld aus Bendzin unter gleichzeitiger Mitnahme von zwei Trauringen und 30 Zloty Bargeld. Die Ringe sind 333 gestempelt und enthalten je zwei Anfangsbuchstaben der Eheleute. Vor Ankauf der Ringe wird gewarnt.

**Garderobenmarder.** Agnes Sch. von hier entwendete aus der Garderobe eines Herrn in Kattowitz aus „Anerkennung" einen Herrenmantel im Werte von 500 Zloty.

**Was sie alles stehlen!** Einem Beerdigungsinstitut [illegible] von den Oleandern die Blätter berissen, anscheinend zu einem Oleandertee. — In einem unbewachten Augenblick knöpfte ein geschickter Dieb in einem Möbelgeschäft die Beschläge von den Möbelstücken ab. — Scheinbar im Alteisen verschwand ein Gullideckel von der ul. Przeczna. — Wozu einem Arbeitslosen die Stempelkarte aus der Tasche gestohlen wurde, ist rätselhaft.

## Myslowitz

### Der Terror hält an.

Man hätte annehmen sollen, daß die gegen die deutschsprachige Bevölkerung in Polnisch-Oberschlesien gerichtete Terrorwelle nach den Wahlen ein Ende haben dürfte. Dem ist nicht so. Erst am vergangenen Dienstag wurden bei einigen bekannten deutschsprachigen in Janow wie bei Steiger K. die Fensterscheiben eingeschlagen und dabei wüste Drohungen gegen die „Vaterlandsverräter" ausgesprochen. Die Täter sind stets „unbekannt", trotzdem sie jedem bekannt sind.

Der berüchtigte Bandenführer Hudziak, der einen fetten Posten bei der Wojewodschaft innehat, drohte in Rosdzin, daß die Deutschen nicht einzeln aber zu 60 Mann unter die Mauer gestellt werden. Am gestrigen Morgen sah man in Schoppinitz die „Powstances" wieder in Uniform, was zu verschiedenen beunruhigenden Alarmnachrichten Anlaß gab. Die Geschäftsleute beabsichtigen bei der kleinsten Bewegung, die aus dieser Richtung kommen sollte, die Geschäfte zu schließen. Die gesamte Bevölkerung schreit nach Auflösung einer Banditenorganisation, die nicht so sehr aus Patriotismus, als für 25 Zloty täglich „Nebenverdienst" Greueltaten verübt, wie sie während des Balkankrieges gang und gäbe waren...

An erster Stelle müßten die Führer und Urheber dieser Unkultur zur Verantwortung herangezogen werden, wie in Rosdzin der bekannte Hudziak und Spiela, die ihren Rücken gedeckt haben, denn obwohl sie verhaftet werden, können sie sich kurz darauf ihrer Freiheit wieder erfreuen.

---

**Kellereinbruch.** Am gestrigen Abend drangen unbekannte Täter in einen Keller, der einem gewissen W. von der ulica Powstancow gehörte, ein und erbrachen das Schloß, worauf sie aus dem Keller einen Pelzmantel entwendeten. Der Wert des Pelzes beträgt mehrere hundert Zloty. Die Polizei hat die Täter noch nicht ermittelt. —h.

**Rosdzin.** (Die letzten Tage der Gemeinde.) Bekanntlich erfolgt am 1. Dezember der Zusammenschluß der Gemeinden Rosdzin-Schoppinitz. Aus diesem Grunde ließen sich die Rosdziner Gemeindevertreter sowie die Kommunalbeamten zum Angedenken an die Zeit der Zusammenarbeit in einer Gemeinde, die gestrichen wird, photographieren. Die Lichtbildaufnahme erfolgte am Freitag im Sitzungssaal. Desgleichen sind auch die Schoppinitzer Gemeindevertreter zum Andenken an die letzten Tage der selbständigen Existenz von Schoppinitz im Bilde festgehalten worden. — Am Freitag erfolgte in der Starostei zu Kattowitz die Ueberreichung des Instruktionsmaterials für den Zusammenschluß der Gemeinden. —h.

## Schwientochlowitz u. Umgebung

**Eine traurige Statistik.** Im Landkreis Schwientochlowitz wurden im vergangenem Monat 558 Unglücksfälle verschiedener Art registriert, davon entfallen auf den Bergbau 193, Hütten 329. Den Tod erlitten 7 Personen, 42 wurden arbeitsunfähig.

# Sport am Sonntag

Im Vergleich zu den zwei vergangenen Sonntagen, herrscht am kommenden Sonntag Hochbetrieb in fast allen Sportarten. Vor allem ist wohl das in Gieschewald stattfindende Handballturnier der Arbeitersportler zu erwähnen, da 6 Vereine daran teilnehmen und die sich erbiterte Kämpfe um den ersten Platz liefern werden. Im Juvelia-Cup wird weiter nach den Punkten gejagt. Ein großes Ereignis für die oberschlesische Fußballwelt ist die Begegnung von Amatorski gegen Lechja Lemberg. Aber auch die Ringer und Boxer sind nicht müßig. Schade ist es nur, daß das internationale Schwimmfest in Kattowitz abgesagt werden mußte, da infolge der letzten Vorfälle während den Wahlen nicht nur der deutsche Boxverband, sondern jetzt auch der deutsche Schwimmverband ein Startverbot für Polen erlassen hat.

### Diplom-Handball-Turnier.

Die Handballspiele um das Arbeiterjugendtag-Diplom" werden am morgigen Sonntag fortgesetzt. Und zwar begegnen sich die Gegner diesmal auf dem Sportplatz in Gieschewald. Es nehmen folgende 6 Mannschaften an diesem Turnier teil: Freie Turner Kattowitz, Freie Turner Königshütte, Freier Sportverein Laurahütte, 1. R. K. S. Kattowitz, Przyszlosc Domb und Sila Gieschewald. Die Gegner werden erst am Platze ausgelost werden. Es sind bestimmt interessante Paarungen zu erwarten, so daß man wirklich schöne und spannende Kämpfe zu sehen bekommen wird. Die Spiele beginnen schon um 9 Uhr vormittags, auf dem Sportplatz in Gieschewald.

### Amatorski Königshütte — Lechja Lemberg.

In der Lechja hat der oberschlesische Meister wohl den stärksten Gegner der Ligaaufstiegsspiele vor sich. Hier wird Amatorski alles aus sich herausgeben müssen, um zu siegen und sich den Weg zum verdienten Aufstieg frei zu machen. Amatorski hat in diesem Spiel nicht nur die eigene sondern allem die Ehre von Oberschlesien zu vertreten, denn Oberschlesien als der stärkste Fußballverband muß wenigstens zwei und nicht wie augenblicklich einen Vertreter in der polnischen Fußballextraklasse haben hat das Zeug in sich und wird bestimmt auf biegen und brechen und dieses muß nun Amatorski auf sich nehmen. Unser Meister hat das Zeug in sich und wird bestimmt auf biegen und brechen um den Sieg kämpfen. Das Spiel steigt auf dem Amatorskiplatz und beginnt schon um 1,30 Uhr nachmittags.

### Spiele um den Juveliapokal.

### Polizei Kattowitz — Naprzod Lipine.

Durch den sensationellen Sieg der Polizisten am vergangenen Sonntag über den Spitzenführer 06 Zalenze muß man mit Recht auf das Treffen der Polizei gegen Naprzod gespannt sein und es kann abermals eine Ueberraschung geben. Gegen Naprzod werden die Polizisten zeigen müssen, das ihr letzter Sieg kein Zufall gewesen ist. Spielbeginn um 2 Uhr nachmittags auf dem Polizeisportplatz.

### 06 Zalenze — Kolejowy Kattowitz.

Die Mannschaften obiger Gegner haben am vergangenen Sonntag beide versagt und verloren. 06 wird nun versuchen einen Sieg zu erzielen, um weiter die Vormachtstellung zu behalten und Kolejowy will aber seinen Tabellenstand auch verbessern. Hier wird man jedenfalls einen interessanten Kampf, welcher um 2 Uhr nachmittags beginnt, zu sehen bekommen!

### 06 Myslowitz — J. K. S. Kattowitz.

Trotzdem der Jyd. K. S. über ein beachtliches Können verfügt, so wird er doch gegen die famosen Myslowitzer die Segel streichen müssen. Doch wird es erst einen harten Kampf geben, den sich 06 nicht zu leicht nehmen dürfte. Beginn des Spieles um 2 Uhr nachmittags in Myslowitz.

### Slonsk Schwientochlowitz — K. S. Chorzow.

Gegen Slonsk wird Chorzow bestimmt nicht so ein leichtes Spiel haben, wie am vergangenen Sonntag gegen Kolejowy, sondern wird sich anstrengen müssen um ehrenvoll den Platz zu verlassen. Einen harten Kampf um den Sieg wird es jedenfalls bestimmt geben. Anfang um 2 Uhr auf dem Slonskplatz.

### 1. F. C. Kattowitz — Pogon Kattowitz.

In einem Freundschaftsspiel begegnen sich obige Gegner um 2 Uhr auf dem Pogonplatz. Pogon hat sich in der letzten Zeit stark verbessert, so daß der 1. F. C. wird kämpfen müssen um einen Sieg zu erzielen.

### 24 Schoppinitz — Orzel 2 Josefsdorf.

### K. S. Brzeziny — K. S. Byttkow.

### 07 Res. Laurahütte — Ruch Res. Bismarckhütte.

### Boxkämpfe in Myslowitz.

Am heutigen Sonnabend, abends 8 Uhr, veranstaltet der K. S. 06 einen Propaganda-Boxabend. Zu diesem Abend sind die besten Kämpfer von Stadion Königshütte, 29 Bogutschütz und 09 Myslowitz verpflichtet worden. Es finden mehrere Revanchekämpfe statt, die interessant zu werden versprechen. Der bekannte Weltergewichtler Bara absolviert an diesem Abend seinen letzten Kampf als Amateur und verzieht in den nächsten Tagen nach Frankreich um Berufsboxer zu werden.

### Boxklub Bismarckhütte — B. K. S. Kattowitz.

Am heutigen Sonnabend, abends 8 Uhr, findet im Saale Brzezina ein Vereinskampf zwischen einer Mannschaft des B. K. S. Kattowitz und Boxklub Bismarckhütte statt. Die einzelnen Paarungen sind gut zusammengestellt, so daß mit interessanten Kämpfen zu rechnen ist.

### Mannschaftsmeisterschaft der Schwerathleten.

Bei unseren Schwerathleten herrscht am morgigen Sonntag Hochbetrieb. Sie tragen an mehreren Orten die Vorrunden zur diesjährigen Mannschaftsmeisterschaft im Ringen und Stemmen aus. Bei der Gleichwertigkeit der an der Mannschaftsmeisterschaft beteiligten Vereine dürften die Kämpfe sehr interessant werden.

In Bismarckhütte messen sich im Stemmen Mars Bismarckhütte, Sila Myslowitz und Sila Schlesiengrube. Am gleichen Orte treffen sich im Ringen Sila Myslowitz und Sokol 2 Kattowitz.

In Neudorf treffen sich die alten Rivalen Jednosc Friedenshütte und Powstaniec Neudorf. Hier werden die Kämpfe sowohl im Ringen, wie im Stemmen ausgetragen. Man darf gespannt sein, wie die Neudorfer, die den Titel im Ringen verteidigen, gegen die aufstrebenden Friedenshütter abschneiden werden.

In Knurow findet ein Kampf im Ringen zwischen dem dortigen Sokol und der Kattowitzer Polizei statt.

Neben der Vorrunde zur Mannschaftsmeisterschaft wird noch ein sehr interessanter Freundschaftskampf ausgetragen. In Siemianowitz empfängt der dortige Schwerathletikklub „Lurich" den K. S. „Wisla" Krakau. Die Veranstaltung steigt um 11 Uhr vormittags, im Saale des Restaurants „Zwei Linden".

---

**Brzeziny.** (Beim Abtransport zur Wache entflohen.) Ein diensttuender Polizeibeamter versuchte den Roman Burzik zur Wache zu transportieren. Burzik warf sich jedoch auf den Polizeibeamten, worauf dieser den Säbel zog und dem Angreifer zwei Hiebe gegen den Hals und die Schulter versetzte. Der B. riß sich los und eilte nach Haus. Er wurde nicht gleich gestellt, obwohl er schwere Verletzungen davongetragen hat. x.

## Rybnik und Umgebung

**Golkowitz.** (Größeres Schadenfeuer.) In der Scheune des Hausbesitzers Franz Bujok brach ein Brand aus. Die Scheune wurde mit sämtlichen diesjährigen Erntevorräten vernichtet. Es verbrannten auch landwirtschaftliche Geräte. Der Brandschaden soll 3500 Zloty betragen. Die Entstehungsursache des Feuers ist zur Zeit nicht bekannt. x.

## Lublinitz und Umgebung

### Blutiger Verlauf einer Hochzeitsfeier.

In der Gastwirtschaft des Franz Gorentka in der Ortschaft Steblowitz wurde eine Hochzeitsfeier abgehalten, welche einen folgenschweren Ausgang nahm. Es kam dort nämlich zwischen mehreren Hochzeitsteilnehmern zu einer schweren Schlägerei, in deren Verlauf der 20jährige Johann Koloch mit einem Messer so arg bearbeitet wurde, daß er bei Einlieferung in das Lublinitzer Spital an den Folgen dieser Verletzungen verstarb. Die Polizei ermittelte indessen die mutmaßlichen Täter, die nach dem Lublinitzer Gefängnis eingeliefert wurden. Es handelt sich um den 17jährigen Johann Wonsik, den 26jährigen Roman Wonsik, den 23jährigen Theofil Wonsik, ferner den 22jährigen Johann Jerominek und den 19jährigen Alexander Rodewaldt, alle wohnhaft in Lubecko, Kreis Lublinitz. x.

# Boston

**Roman von Upton Sinclair**

178)

Viel Tausende solcher Worte enthielt William Thompsons Plädoyer; und wer konnte des Anwalts abschließende Behauptung bestreiten, daß gegen Sacco und Vanzetti „nicht so verfahren worden sei, wie es die Tradition des Rechts und die amerikanische Verfassung als notwendige Vorbedingung eines Todesurteils erforderten."

12.

Die Lowell-Kommission hatte ihre Verhöre beendet und zog sich zur Beratung hinter verschlossene Türen zurück. Inzwischen aber fuhr der Gouverneur mit der Vernehmung der Zeugen fort. Sie wanderten in breitem Strom durch sein Büro, bis zu dreißig Stück an einem Tag; die verschiedenartigsten Menschen, die behaupteten, irgendeine Information über den Fall zu besitzen. Viele kamen auf geheimen Wegen und entfernten sich, ohne daß jemand außer dem Gouverneur ihren Namen wußte. Sie flüsterten etwas und er sollte entscheiden, was Wahrheit und was Gerücht war. Hundertmal bewies er in Gesprächen und Debatten, daß er dazu nicht fähig war, daß er tatsächlich keine Ahnung von diesem Unterschied hatte. „Nun, ich habe es doch selbst hier in diesem Raum gehört!" pflegte er zu sagen; und damit war die Sache bewiesen.

Andererseits war es unmöglich, ihn mit irgendeinem Indiz zufriedenzustellen, wenn durch dieses Indiz etwas bewiesen wurde, was er nicht glauben wollte! Er hatte sich auf das Bridgewater-Urteil versteift, das Vanzetti zum Gewohnheitsverbrecher stempeln sollte. Man wies auf Vanzettis achtzehn Alibizeugen hin, lauter ordentliche Arbeiter; der Gouverneur fand es verdächtig, daß sie soviel von Aalen sprachen. „Aber wo ist die Expreßgutquittung, die beweist, daß er die Aale erhalten hat?" Es schien nun alles von diesem einen Faktum abzuhängen, und die Verteidiger begaben sich folglich nach Plymouth, um die Registratur der Expreßgutstelle durchzusehen. Sie entdeckten, daß die betreffenden, fast acht Jahre alten Bücher vernichtet waren. Und sie entdeckten ferner im Gang ihrer Untersuchung, daß bereits ein Detektiv der Staatspolizei nachgeforscht und festgestellt hatte, die Bücher seien nicht mehr vorhanden.

Sie beschlossen, den Gouverneur trotz alledem zu überlisten. Sie würden die Quittungen der Fischhändler suchen, die die Aale an Vanzetti verkauft hatten. Herbert B. Ehrmann, der Mitverteidiger, begab sich in das Gefängnis von Charlestown, um Vanzetti zu Rate zu ziehen. Es war für Vanzetti schwer, sich zu erinnern, — er pflegte seine Fische von verschiedenen Bostoner Händlern zu kaufen. Gestützt auf seine unbestimmten Angaben zog der Anwalt los, mit Felicani als Dolmetsch. Sie durchstöberten den „Fischkai" von Süd-Boston, fanden aber niemanden, der sich erinnern konnte, Ware an Vanzetti gliefert zu haben. Auch Joe Randall holte sich einen Italiener heran, und nun befanden sich zwei Trupps unterwegs. Schließlich, nachdem sie sieben italienische Fischhändler in der Atlantik Avenue gesucht hatten, fanden sie einen, der erklärte, „B. Vanzetti in Plymouth" sei sein Kunde gewesen. Hatte er Bücher? Für ein bis zwei Jahre, ja, — aber sieben, acht Jahre — nein, nein, giammai! Außerdem habe er in der Zwischenzeit den Teilhaber gewechselt.

Aber sie ließen nicht locker, — ob sie nicht mal nachsehen dürften? Das Leben zweier Landsleute hänge vielleicht davon ab! Ja, oben auf dem Dachboden lägen alte Papiere. So ging es also auf den Boden hinauf, in Staub und Spinnweben, mit einer elektrischen Taschenlampe. Alte Kisten voller Papiere in schlechter italienischer Schrift, Bündel loser Kontoblätter, aber das früheste Datum ist Januar 1920. „Um Gottes willen, haben Sie nicht etwas vor dieser Zeit?"

Das Interesse des Italieners ist erwacht. „Dort stehen alte Kiste, vielleicht was da drin." Eine große Kiste unter den Dachbalken, fest zugenagelt. „Brauche einen Hammer, um sie aufzumachen." Stapel um Stapel alter Papiere: und dazwischen Quittungsblocks der Expreßgutgesellschaft, unterzeichnet von dem Boten, Tag für Tag, wie er die Sendungen holen kam. Und die Daten: hier einige aus dem Jahre 1919, — und hier Dezember 1919! Und in der Mitte des Blocks: „B. Vanzetti, Plymouth ein Faß Aale."

Hurra! Wir haben es! Sie sind geschlagen! Das Datum ist der 20. Dezember, ein Sonnabend, genau das Datum, das Vanzetti angegeben hat; an diesem Tage seien die Aale abgeschickt worden, um am Dienstag einzutreffen, damit er sie am nächsten Tag verkaufen könne! Und es waren lebendige Aale, so sagt der Händler, man könne es an dem Gewicht des Fasses sehen! Tote Aale wären schwerer gewesen!

Zwei junge Männer tanzen vor Freude auf einem staubigen Dachboden. Unsere Wops sind gerettet! Mit leuchtenden Augen kehren sie in die Kanzlei des Gouverneurs zurück. „Wir haben das Beweismaterial gefunden, nach dem der Gouverneur gefragt hat." Dies zu dem Privatsekretär, — der Gouverneur selbst ist beschäftigt. „Wirklich?" sagte der Sekretär. Kein Leuchten in diesen harten Augen. „Wann werden Sie endlich aufhören, Beweise anzuschleppen?"

Sie wollen ihm das kostbare Papier nicht anvertrauen, sondern bestehen darauf, mit Wiggin, dem Rechtsberater des Gouverneurs, zu sprechen. Dann gehen sie weg und warten, — und nichts passiert. Als sie das nächste Mal den Gouverneur treffen, erwähnen sie die Sache, und er sagt: „Was ist damit bewiesen? Wer beweist uns, daß Vanzetti die Sendung erhalten hat! Ich höre, daß die Aale nicht abgeholt wurden; sie sind auf dem Bahnhof erfroren."

Joe Randall sagte zähneknirschend: „Es ist wie in dem Märchen, wo das kleine Schneiderlein um die Königstochter freit. „Geh und erschlage mir den Drachen," sagt der König, — und so geht der Held hin und erschlägt den Drachen und kehrt zurück, bekommt aber die Königstochter nicht. „Geh und erschlage mir die drei Riesen," sagt der König, — und so geht er hin und erschlägt die drei Riesen und kehrt zurück, aber die Königstochter bekommt er nicht. „Geh und erschlage mir den Eber, der die Menschen frißt," sagt der König, — und je länger die Geschichte ist, desto größer der Spaß."

13.

Der Händler von Gottes Gnaden hatte sich eine Reihe von Fragen zurechtgemacht, durch die er die Zeugen, die zu ihm kamen, herausforderte. Italiener pflegte er zu fragen: „Sind Sie Anarchist? Sind Sie mit Sacco oder Vanzetti befreundet? Sind Sie Mitglied des Komitees? Haben Sie Freunde im Komitee? Wer hat Sie geschickt?" „Geschickt" zu sein, war eine unheimliche Sache, Zeichen einer kunstvoll angezettelten Verschwörung.

(Fortsetzung folgt.)

# In der Hutfabrik

Von Neel Doff.

*Neel Doff stammt aus einer friesischen Proletarierfamilie, verbrachte ihr Leben in Holland und Belgien und hat als erste die Not des holländischen und belgischen Stadt- und Landarbeiters vor Ausbreitung des Sozialismus in aller Wahrheit geschildert.*

Ich zählte siebzehn Jahre. Wir bewohnten den Arbeiterbezirk in Brüssel, konnten nicht ein Wort Französisch. Das hinderte uns, vor allem den Vater, ordentliche Arbeit zu finden.

Eine Nachbarin nahm mich in die Hutfabrik mit, wo sie beschäftigt war; ich wurde angestellt. Man führte mich in eine große dampferfüllte Werkstatt. Hier arbeiteten fast nur junge Frauen mit aufgeschlagenen Aermeln an langen Trögen, in denen heißes mit Vitriol vermischtes Wasser stand. Sie hielten einen Augenblick inne, sahen mich prüfend an; dann neigten sich die Köpfe, die Arme bewegten sich und das fieberhafte Schaffen wurde fortgesetzt. Als ich den Saal betrat, fand ich den silbernen Dunst sehr hübsch, in dem diese jungen Arme, die blonden, braunen, schwarzen Köpfe an der Arbeit waren. Als ich die Ausdünstungen dann aber einatmen mußte, schwand dieser fast unbewußte Eindruck von Schönheit sehr bald.

Eine Frau sollte mir zeigen, wie man's macht. Sie empfing mich nicht sehr freundlich. Da man nach Stück arbeitete, bedeutete die Belehrung einen Zeitverlust für sie.

Lange Wollmützen wurden in das Vitriolwasser getaucht und auf einer neben den Trögen angebrachten Platte eingerollt und trocken gerieben, so lange, bis die Mützen genügend eingeschrumpft waren, um sich zu Filzhüten umformen zu lassen. Wir schwitzten furchtbar bei der Arbeit. Da es ein besonders strenger Winter war, husteten fast alle. Das Wasser war sehr heiß, die Säure ätzend. Nach einigen Stunden wurden meine Nägel weich, brachen, an jedem Finger stand ein Fleischwülstchen hervor. Zur Mittagszeit waren meine Hände so geschwollen, taten so weh, daß ich kaum mein Brot halten konnte. Während der Mahlzeit begann das Verhör:

„Wie heißt du?“

„Keetje Oldema.“

„Was? Das ist kein Name.“

„Woher kommst du?“

„Aus Holland.“

„Ah . . . spricht man dort die Sprache, die du plapperst? Na, ich möchte nicht so sprechen. Und dein Haar — das wickelst du wohl jeden Abend ein, damit es am Morgen so gelockt ist?“

„Nein, es ist von Natur so.“

„Na — das kennt man schon!“

Sie liebten mich nicht. Warum nur? Ein Mädchen mit Stumpfnase forderte mich auf, zu singen. Aber was ich sang mochten sie auch nicht, lachten mich aus.

Man schickte mich in eine andere Werkstatt, Wollsäcke holen. Im Hofe begegnete ich einem alten Herrn, der mich ansah, mir dann folgte. Auf der Treppe sagte er etwas auf Französisch zu mir, ich verstand ihn nicht. Da machte er eine Handbewegung — ich sollte mit ihm auf den Dachboden hinauf gehen. Jetzt begriff ich schüttelte verneinend den Kopf. Als ich hinunterkam, war er noch da. Er wiederholte seine Bewegung, ich die meinige und ich kehrte in unsere Werkstatt zurück.

„Ah! Der Chef!“ flüsterten die Mädchen. Und alle beobachteten ihn mit Seitenblicken. Als er weg war, meinte eine Alte:

„Natürlich! Die Kleine ist ganz sein Typ.“

Nachmittag ließen sie mich endlich in Ruhe. Ich bemühte mich aus Leibeskräften mit meinen schmerzenden Händen, die sich nicht an die ätzende Säure gewöhnen konnten, als ein Mann eintrat.

„Man spricht im Büro von einer Neuen, die ein seltener Vogel sein soll. Wo ist sie?“

Sie wiesen auf mich.

„Das da?“

Er drehte sich, brüllend vor Lachen, um seine eigene Achse, schlug sich knallend auf die Schenkel.

„Na, die Herren haben einen feinen Geschmack! Eine Heuschrecke! Schaut mal ihre Arme an!“

Meine mageren Mädelarme und meine langen Hände hatten mir mehr als einmal Spottreden zugezogen. Deshalb zeigte ich sie so wenig als möglich, aber hier mußte ich ja die Aermel hinaufschlagen. Ich weinte fast vor Scham, vor allem, weil alle, junge und alte, ihre Schadenfreude nicht zu verbergen vermochten.

Das dauerte so vier Tage. Am vierten konnte ich mein Jausenbrot nicht essen; sie hatten es ins Vitriolwasser getaucht.

„Ich gehe“, sagte ich ihnen. „Habe genug. Ein menschliches Wesen kann unter euch nicht leben.“

Sie waren ein wenig verblüfft. Dann meinte eine der Aelteren:

„Ich hab gleich gesehen, daß sie nicht zu uns paßt.“

Ich ging ins Büro zum Werkmeister, einem kleinen, mürrischen Mann und bat um Auszahlung — ich könnte nicht bleiben, weil mich die Mädchen sekierten.

„Schön“, sagte er, „gehen Sie nur, aber ich kann Ihnen erst Samstag abends um 7 Uhr den Lohn auszahlen.“

Am Samstag kam ich mit meiner kleinen Schwester Naatje, den Lohn holen. Im Hofe waren alle Arbeiterinnen versammelt. Sie begannen wieder, mich zu verhöhnen, mich zu stoßen, an meinem Zopf zu zausen. Der Werkmeister befreite mich, schob mich ins Büro und gab mir meine neun Franken.

Ich lief mit meiner Schwester fort, so schnell ich konnte. In der Nähe der Fabrik stand ein Landhäuschen. Plötzlich tauchte aus den umgebenden Bäumen der Chef auf. Ich rief ihm auf holländisch laut „Altes Schwein“ zu und wir verschwanden lachend in der Dunkelheit.

Berechtigte Verdeutschung von Anna Nußbaum.

# Was willst du in der Zeitung lesen?

**Wie diese oder jene Aktie steht?**
**Warum die Arbeitslöhne gesenkt werden müssen?**
**Warum die Arbeiterführer verachtet werden?**
**Die neuesten nationalistischen Rezepte für Außenpolitik?**
**Die letzte bürgerliche Steuerkritik?**
**Auf welches Rennpferd man setzen kann?**
**Wie die „Season“ in Paris begann?**
**Den üblichen diversen Modequatsch?**
**Die Spalten über „besseren Gesellschaftsklatsch“?**
**Alles in allem: Wie „schlimm“ es den Besitzenden ergeht?**
**Willst du das wirklich lesen, Prolet?**
**Nichts Wahres von dem Schicksal deiner Klasse?**
**Nichts Klares von den Kämpfen der großen Masse?**
**Nichts von dem, was Arbeiterführer sagen?**
**Nichts über proletarische Tagesfragen?**
**Gar nichts von dem, was dich, dich allein angeht?**
**Das ist doch tausendmal wichtiger, Prolet!**
**Die sozialistische Zeitung ins proletarische Haus!**
**Die bürgerlichen Blätter endgültig hinaus!**
**Von dem kapitalistischen Wahnsinn wird die Welt schnell genesen,**
**Wenn die Proleten ihre eigenen Zeitungen lesen!**

**Tutt, ein Wirker.**

## Bücherschau

**Ostdeutscher Naturwart.**

Herausgeber Dr. F. Neumann, Liegnitz, Verlag H. Krumbhaar, Liegnitz, jährlich 6 Hefte, Preis 7,80 M. Einzelheft 2 M.

Nach beinah 5jähriger Pause nimmt der Ostdeutsche Naturwart seine Tätigkeit wieder auf und eröffnet die neue Reihe mit einem Sonderheft „Oberschlesien“. Dieses Heft enthält einen Aufsatz über die westoberschlesische Eisenindustrie von Dr. Tr. Kalisch eine Arbeit des bekannten Zoologen Dr. Martin Schlott über eine schlesische Fledermaus, einen Artikel über die Teichwirtschaft in Oberschlesien von H. Stephainsky, einen Aufsatz über das Interglacial von Kostenthal von Lehrer Schubert, Groß-Ellguth bei Kostenthal, einen Aufsatz des Breslauer Ornithologen Merkel über Unterricht im Freien. Ein Artikel ist dem Altmeister der schlesischen Floristik, Professor Dr. Theodor Schube, Breslau, gewidmet, der am 8. Oktober d. Js. seinen 70. Geburtstag feierte. Ebenso enthält das Heft Angaben über Tagungen und Vereinsleben (Naturbundtagung in Beuthen, Tätigkeit der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens). Der Herausgeber selbst hat eine Uebersicht über die Schriften der oberschlesischen Natur- und Vogelschutzgebiete und über Tier- und Pflanzenschutzschriften in Oberschlesien geliefert.

Wenn auch durch die Zeitschrift „Der Oberschlesier“ die naturkundlichen Belange Oberschlesiens gut vertreten sind, z. B. durch Herausgabe von jährlich erscheinenden naturkundlicher Sonderheften, so ist doch der Ostdeutsche Naturwart aufs freudigste zu begrüßen, weil er uns die Verbundenheit Oberschlesiens mit dem übrigen östlichen Deutschtum vor Augen führt und den Blick über die oberschlesischen Grenzen hinaus weitet.

# SCHACH-ECKE

**Lösung der Aufgabe Nr. 33.**

**Petsch-Manstopf.** Matt in drei Zügen. Weiß: Kc2, Lf8, Sb4, Bb3, g7 (5). Schwarz: Ka3, Bb6 (2).

1. g7—g8S b6—b5 2. Sg8—e7 Ka3×b4 3. Se7—c6 matt

**Partie Nr. 34 — Damengambit.**

Die folgende Partie wurde in einem kleinen Turnier zu Stockholm gespielt, bei dem Kashdan mit 4½ Punkten den 1. Preis gewann und Bogoljubow und Stoltz mit je 4 Punkten den 2. und 3. Preis teilten. Es folgten: Stahlberg 3, Spielmann 2½, Rellstab 2, Lundin 1.

Weiß: **Lundin** Schwarz: **Bogoljubow.**

1. c2—c4 Sg8—f6
2. Sg1—f3 c7—c6
3. d2—d4 d7—d5
4. e2—e3 e7—e6
5. Sb1—d2 . . . .

Eine sehr vorsichtige Fortsetzung, mit der Weiß allen Verwicklungen aus dem Wege geht.

5. . . . . Lf8—e7
6. Lf1—d3 Sb8—d7
7. 0—0 0—0
8. b2—b3 b7—b6
9. Lc1—b2 Lc8—b7

Der Vorteil der weißen Stellung besteht hier hauptsächlich darin, daß Weiß jederzeit mit einem Springer das Feld e5 betreten kann, während dem Schwarzen das entsprechende Feld e4 nicht ohne weiteres zugänglich ist.

10. Dd1—c2 c6—c5
11. Ta1—d1 c5×d4
12. e3×d4 g7—g6

Ein Sicherungszug, der die Diagonale b1—h7 absperrt, dafür aber die Felder h6 und f6 schwächt.

13. Sf3—e5 Ta8—c8
14. Sd2—f3 Sd7×e5
15. Sf3×e5 Sf6—d7
16. Se5—g4 Sd7—f6
17. Sg4—e5 Tc8—c7

Schwarz will auf der großen Diagonale a8—h1 ein Gegenspiel inszenieren. Dabei kommt aber die Dame einige Zeit aus dem Spiel, so daß Weiß zum heftigen Angriff Gelegenheit erhält.

18. Dc2—d2 Dd8—a8
19. f2—f4 d5×c4
20. b3×c4 Lb7—e4
21. Td1—e1 Tf8—d8
22. g2—g4 . . . .

Ein kühner Angriff!

22. . . . . Le4×d3
23. Dd2×d3 Sf6—d7

Ein Fehler, der dem Weißen ein starkes chancenreiches Figurenopfer gestattet.

24. Se5×f7 Kg8×f7
25. f4—f5 e6×f5
26. g4×f5 Td8—g8
27. f5×g6+ Kf7—e8

Weiß konnte jetzt mit d4—d5 die feindliche Dame aussperren und dann wohl schnell (etwa mit Df5 usw.) gewinnen. Stattdessen begeht er den entscheidenden Fehler.

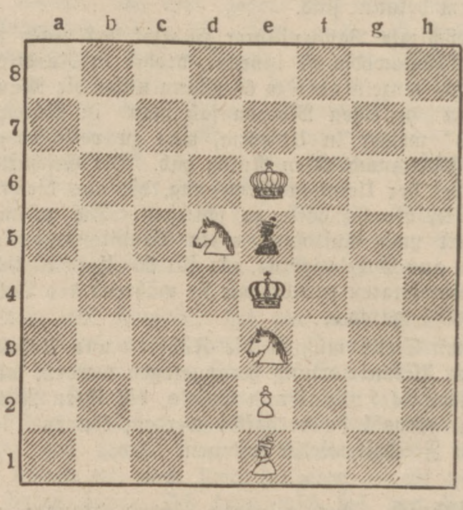
28. Tf1—f7 . . . .

Auf T×g6+ folgt D×g6 h×g T×e7+ Kd8 T×d7+ T×d7 Tf8+ und Weiß gewinnt. Schwarz hat aber einen **versteckten** Rettungszug, der das Blatt wendet.

28. . . . . Sd7—e5!
29. Te1×e5 Tg8×g6+
30. Dd3×g6 h7×g6
31. Tf7—h7 Da8—f3
32. d4—d5 Df3—g4+
33. Kg1—f2 Dg4—f4+
34. Kf2—e1 Df4×e5+

Weiß gab auf, denn nach L×e5 gewinnt Lb4+ **den** Turm h7.

**Aufgabe Nr. 34 — Shinkman.**



Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

**Arbeiterschachverein „Kattowitz“.**

Nach einer kurzen Pause hat der Kattowitzer Arbeiterschachverein seine Tätigkeit wieder aufgenommen, so daß nun das Meisterturnier weiter ausgetragen werden kann. In der Meistergruppe führt Kurzik mit 7 Gewinn- und 1 Verlustpartie vor Czuraj, Klima, Briesnitz und Schiemik.

**Arbeiterschachverein „Königshütte“.**

Der Königshütter Arbeiterschachverein, welcher vor einigen Wochen wieder seine Tätigkeit aufgenommen hat, entwickelt sich sehr gut. Alle früheren Mitglieder, die noch in Königshütte wohnhaft sind, kehren in ihren alten Verein wieder zurück. Gegenwärtig wird im Vereinslokal (Volkshaus) das Meisterturnier bei reger Beteiligung ausgetragen. Die Turnierpartien werden während der Spielabende und zwar jeden Dienstag und Freitag gespielt, zu welchen auch Sympathiker freien Eintritt haben. Interessenten, die dem Verein beitreten wollen, können dies an den genannten Tagen, abends um 8 Uhr, beim Schriftführer Peloczek erledigen. — Gleichzeitig den Mitgliedern zur Kenntnis, daß die für den 7. Dezember angesagte Mitgliederversammlung infolge einer Veranstaltung des B. f. A. verlegt werden mußte. Der nähere Termin wird noch bekannt gegeben.

**Arbeiterschachler von Siemianowitz.**

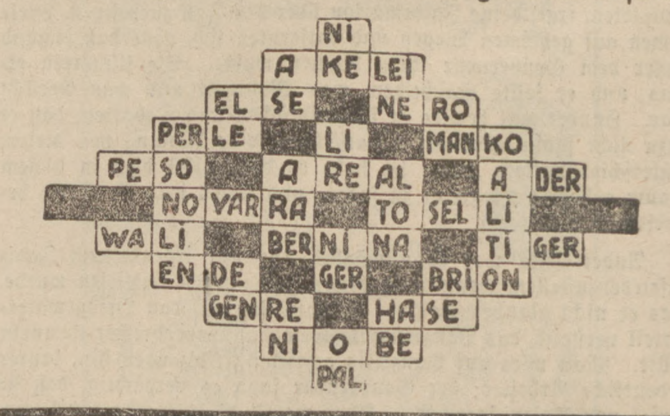
Der „Freie Sportverein Siemianowitz“ nimmt am 1. Dezember seine Tätigkeit wieder auf. Demnach findet also der erste Schachabend am Dienstag, den 2. Dezember, abends um 7 Uhr, im Vereinslokal statt. Wegen der Austragung des Qualifikationsturnieres werden alle Schachler ersucht, zur angesagten Zeit bestimmt zu erscheinen. — Die nächste Monatsversammlung hält der Sportverein am 7. Dezember, vormittags um 10 Uhr im bekannten Lokal ab. Es ist Pflicht eines jeden Mitgliedes, pünklich und bestimmt zu erscheinen.

**Stoltz schlägt Spielmann.**

Der Schachwettkampf in Stockholm zwischen dem Schweden Stoltz und Spielmann wurde von Stolz, der die letzte, 6. Partie, remis gestalten konnte, mit 3½:2½ Punkten gewonnen.

# Rätsel-Ecke

## Auflösung des Silben-Kreuzworträtsels




Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Johann Kowoll, wohnhaft in Katowice, ul. Plebiscytowa 24; für den Inseratenteil: Franz Rohner, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.



# Der Arbeiter-Sänger



## Unser Bundeskonzert

**am 30. November im Saale der Reichshalle Kattowitz.**

Abgesehen von dem letzten Bundessingen am 29. Juni 1929 auf dem Königshütter Redenberg im Freien, und der fast vollzähligen Beteiligung unseres Bundes am 27. Oktober 1929 in Beuthen, liegt das letzte Bundes-Chorkonzert schon mehr, als drei Jahre zurück; es fand im September 1927 im Kattowitzer Stadttheater statt. Es liegt also eine ziemlich lange Zeit zwischen dem letzten Auftreten des ganzen Bundes und dem jetzigen am 30. November im geschlossenen Raum.

Die Zeit zur Vorbereitung dieser Veranstaltung war für die Sänger keine besonders günstige. Von 9 Vereinen, die am 30. 11. mitwirken werden, konnten 7 infolge der Wahlzeit nicht alle Proben abhalten, im einzelnen Vereine, so Laurahütte, konnten infolge des dort herrschenden Terrors, schon bald zwei Monate keine Proben abgehalten werden. In anderen Orten wiederum wurden Sänger zu polizeilichen Protokollen herangezogen. Trotzdem können wir behaupten, daß das Konzert gut vorbereitet ist, denn die Sänger haben keine Unkosten gescheut und fuhren nach anderen Orten zur Probe.

Das Programm zu diesem Chorkonzert ist so zusammengestellt, daß alle Chorarten, wie Gemischte, Frauen- und Männerchöre singen werden. Den Anfang und den Schluß bilden je fünf Massenchorlieder im gemischten Chor. Im Ganzen werden 20 Lieder mit Melodien von Uthmann, de Nobel, Brahms, Bach, Schuman, Gade, Kahn, Mussorgski usw. gesungen werden. Im übrigen verweisen wir auf die an der Kasse käuflichen Programme.

Genossinnen und Genossen, die Arbeitersänger sind überall zur Stelle, um mit ihrem Gesang die Arbeiterfeste zu verschönern und daher erwarten sie am Sonntag, den 30. 11. einen vollen Saal.

Freundschaft.

## Arbeitergesang

Schon viel ist darüber geschrieben worden, aber noch lange Zeit wird es dauern, bevor die Oeffentlichkeit und besonders die arbeitende Bevölkerung in Stadt und Land den Arbeitergesang verstehen und würdigen lernen wird. Es soll nun damit nicht gerade gesagt sein, daß volle Unkenntnis über das Wirken der Arbeitersänger besteht — große Teile der Bevölkerung haben den Sinn der Arbeitergesangbewegung schon erfaßt — aber es herrschen doch noch sehr viele Unklarheiten, die wir auf Unkenntnis der Dinge zurückführen müssen.

So hat vor kurzer Zeit „Hochwürden" in Murcki (Emanuelssegen) den dortigen Männerchor „Uthmann" von der Kanzel herab, ganz gehörig heruntergeputzt und als „Gottlosen-Verein" hingestellt. Es sollen in dem Verein, so sagte „Hochwürden", Lieder gesungen werden, in denen die Sänger behaupten, „keinen Gott" zu wollen. In solchen und ähnlichen Tönen donnerte „Hochwürden" seine Gemeinde an und wollte sie vor dem Arbeitergesang gruselig machen. Wäre die Zeit der Inquisition noch, so würde bestimmt behauptet werden, daß jeder Sänger im Arbeitergesangverein „hexen" könnte und er würde bei lebendigem Leibe auf dem Scheiterhaufen geschmort werden, damit er einen Vorgeschmack von dem Höllenfeuer bekäme. — Es wäre ihm zugetragen worden, so versicherte „Hochwürden" auf die telephonische Anfrage nach dem betreffenden Liede. — Nun, vom „Hörensagen" wurde schon manchem aufs Maul geschlagen, so behauptet ein alter Volksausspruch!

Wir sehen uns daher veranlaßt, die Ziele und Aufgaben des Arbeitergesanges und des Arbeiter-Sängerbundes in Polen nochmals zu veröffentlichen:

Der Arbeiter-Sängerbund hat in seinen Reihen nur freie Sänger und ist bestrebt, die Kultur des Arbeiters in gesanglicher, musikalischer und sonstiger Hinsicht zu heben. Er lehnt sich hierbei an den Sozialismus an und hilft diese **Menschheitsreligion** zu verbreiten, ohne jedoch jemandem von seinen Mitgliedern einen Zwang aufzuerlegen.

Hierbei sei gesagt, daß jeder Nationalismus ausgeschaltet wird. Gesungen werden nur solche Lieder, die wirkliches und anerkanntes Volksgut aus dem Liederschatz aller Völker und solcher, die der Arbeiterschaft von Nutzen sind, bilden.

Das ist in kurzen Worten unser Programm. Unser Wirken ist keine Heimlichtuerei, wir verweisen hierbei jeden, der neugierig ist, auf unsere Konzerte.

**Der Bundesvorstand.**

## Volkstum in der modernen Musik

Wenn wir das Musikschaffen der jungen Generation in den verschiedenen Ländern betrachten, so finden wir allenthalben Richtungen, die volkstümliche Elemente in der Kunstmusik verwerten.

Die musikalische Technik ist schon im 19. Jahrhundert sehr kompliziert geworden. Es wurden nicht nur die Instrumente verbessert und neue angewendet, so daß die Vielfältigkeit des Klanges wuchs, sondern auch in der Bildung der Melodie und in ihrer Gliederung wichen die einfachen Maße den komplizierteren. Es wird immer schwieriger, die Einzelheiten des Kunstwerkes zu erfassen und zu einem Ganzen zu verbinden.

Dazu kommt, daß auch der Ausdruck der Musik wechselt. So kommt es, daß sich zwischen der Masse der Kunstaufnehmenden und der kleinen Gruppe der Schaffenden und ihrer geschulten Umgebung eine Kluft gebildet hat. Musik kann jedoch nicht wirken, wenn sie nicht unmittelbar spricht. Viele junge Komponisten haben nach einem Mittel gesucht, um wieder eine Brücke zu der Hörerschaft zu schlagen. Sie glauben es gefunden zu haben, indem sie volkstümliches Musikgut, das jedem Hörer vertraut ist, in ihre Kompositionen verarbeiten.

Schon in früheren Zeitepochen griff man gern zu Volksmelodien. Besonders die Romantik hat sich hier ausgelebt. Doch hatte man damals die Vorstellung, daß sich jede Volksmusik durch stilistische Angleichung an die gerade in Blüte befindliche Kunstmusik dieser aufpfropfen lasse. Wir finden also Melodien in die romantische Melodik und Harmonik eingezwängt. Die moderne Wissenschaft, die sich bei der Aufzeichnung von Volksmelodien auf die Schallplatte verlassen kann, die den Gesang oder das Tanzlied genau in ihrer ursprünglichen Form wiedergibt, hält für erwiesen, daß zwischen den stilistischen Versuchen der neuen Kunstmusik und unverfälschter Volksmusik weitgehende Aehnlichkeiten bestehen. Denken wir nur an Rußland, wo schon Petrowitsch Mussorgsky daran ging, musikalisches Volksgut ohne Veränderungen so aufzuzeichnen, wie es wirklich zu finden war. Er mußte sich gefallen lassen, als unverständlich und verworren zu gelten, ja, sich sogar von anderen, „gesitteteren" und „gebildeteren" Komponisten umarbeiten und dem westeuropäischen Geschmack anpassen zu lassen. Erst heute ist seine Bedeutung erkannt worden und, ihm nacheifernd, setzen die lebenden russischen Komponisten ihre Gesänge und Chöre, die auch bei uns Verbreitung finden, und aus denen wir erst die Eigenart der russischen Volksmusik kennengelernt haben. Bei den Tschechen hat besonders Leos Janacek aus der Melodie der Sprache die Melodie seiner Musik geformt, die gerade deshalb so eigenartig und packend wirkt. Seine revolutionären, leider noch viel zu wenig bekannten Männerchöre, die sich besonders gut für Arbeitersänger eignen, sind an erster Stelle zu nennen. Zum Schluß sei auch Bela Bartok erwähnt, der Meister der modernen ungarischen Musik, dessen Bauernlieder für die Verwendung der Folklore — so heißt die wissenschaftlich getreue Aufzeichnung der musikalischen Volksmelodien — in der modernen Musik beispielgebend sind.

In Deutschland stammt das musikalische Volksgut — Lieder und Chöre, die allgemein verbreitet und bekannt sind — aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts. Infolgedessen richten sich die Melodien nach den Stilgesetzen der damaligen Zeit. Ihr Charakter, etwa die süßliche Sentimentalität oder das, was wir als Liedertafelei bezeichnen, entspricht nicht mehr dem Heute, und hier setzen auch Bestrebungen zur Reinigung dieser Volksmusik ein. Die mehrstimmige Sangesweise des Mittelalters, wie sie sich beispielsweise in den Madrigalen kundgibt, wird wieder aufgesucht; daneben werden neue Versuche gemacht, in volkstümlicher Art die Vorherrschaft der Melodie herzustellen.

Dr. Paul A. Pisk.

# Der Arbeiter als Konzertbesucher

Von Geo Becker.

Wenn wir Künstler vor einem gefüllten Konzertsaal stehen, geben wir uns nicht der angenehmen Täuschung hin, daß alle, die gekommen sind, sich nach einem Kunsterleben sehnten, nach Stunden, die sie vom Alltag loslösen sollten. Es gibt in der sogenannten „Gesellschaft" noch ganz andere Gründe, die den Konzertsaal bevölkern helfen. Die einen gehen, weil es eine „gesellschaftliche Pflicht" ist, Müllers gehen, weil sie sich mit Meiers dort treffen wollen; außerdem hat Frau Müller ein neues Kleid, das endlich vorgeführt werden muß, schon damit sich Frau Meier ärgert. Oder da tritt ein Künstler auf, den „man" gesehen und gehört haben muß, und Herr Meier setzt sich ganz vorn hin; er will für zwei Mark den menschenfreundlichen Genuß haben, zu sehen, wie sich der Solist am Klavier im Schweiße seines Angesichts für seine zwei Mark abrackern muß. Wie wenige kommen mit dem Wunsche, ein schönes Erlebnis mit nach Hause zu nehmen, und haben sie schon den Willen dazu; wie wenige können zu einem solchen Erleben kommen; denn bei allem ehrlichen Wollen fehlt ihnen eins: das eigentliche Verständnis der Musik.

Wenn ein Arbeiter sich eine Eintrittskarte erwirbt, so bedeutet das für ihn ein Verzichten auf irgendeine andere Annehmlichkeit. Er ist aber nur dann bereit, auf das eine zu verzichten, wenn er von dem anderen eine größere Freude erwartet. Er muß ja rechnen und doppelt rechnen in einer Zeit wirtschaftlicher Krisen. Manchem Künstler ist es eine besondere Freude, vor einem Arbeiterkreis zu konzentrieren. Weiß er doch eins: die hier sind, sind gekommen, um der Kunst selber willen und haben auch gern dafür ein kleines Opfer gebracht. Dieses Bewußtsein ermöglicht ihm viel eher den Kontakt (die innere Verbindung) mit dem Publikum.

Und doch klagen immer und immer wieder die Veranstalter, daß die Arbeiterschaft in manchen Orten nur schwer für gute Musikdarbietungen zu gewinnen sei. Wie kommt das? Ist daran das überwiegende Interesse am Sport, die Ueberschwemmung mit Musik durch Radio und Grammophon oder gar ein Mangel an Bildungsinteresse schuld? Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man leicht einem dieser Umstände die Schuld zuschieben. Und doch liegt der Grund wo ganz anders.

Kurz nach der Revolution waren Konzerte für Arbeiter überfüllt. Mag auch der eine oder der andere in dem Bewußtsein eines sozialen (gesellschaftlichen) Ausgleichs Konzertbesucher geworden sein, jetzt sich das auch leisten zu können, was bisher anderen Gesellschaftsschichten vorbehalten war, so sind doch die meisten Arbeiter in die Konzerte gegangen, weil sie dem inneren Drange folgten, Anteil zu nehmen an den Kunst- und Kulturgütern. In den folgenden Jahren schien dieser Drang merklich nachzulassen, bis in gegenwärtiger Zeit fast überall Klagen über den schlechten Besuch von Arbeiterkonzerten zu hören sind. Der eigentliche Grund hierfür liegt darin, daß man bei diesen Veranstaltungen das Wichtigste vergaß: Und dieses ist nicht etwa die verbilligte Eintrittskarte zu einem guten Konzert, denn die Organisation kann den Arbeiter nur in den Konzertsaal bis an das Kunstwerk heranzuführen, bei den meisten dieser Veranstaltungen fehlte der, der den schlichten und unvorbereiteten Hörer in das Kunstwerk hineinführte; denn erst Musik-Verständnis bringt Musik-Genuß!

Man hat bei Zusammenstellung der Programme oft den Fehler gemacht, dem Werktätigen eine zwar gute, aber zu schwere Kost vorzusetzen. Dem Veranstalter fehlte meist der kritische Einblick in die Vortragsfolge. Er kannte kaum die angeführten Tonstücke. Die darbietenden Künstler kümmerten sich nicht um die Auffassungskraft der Hörer. Sie überlegten sich nicht, daß diejenigen, die vor ihnen saßen, aus dem lärmenden Maschinensaal kamen, mit verbrauchten Kräften, tagsüber in freudloser Fron, abends müde und abgespannt. Sie vergaßen, daß sie nicht vor einem Musikverein konzertierten, sondern vor einem Hörerkreise, um dessen musikalische Vorbereitung und Schulung sich kaum jemand gekümmert hat. Und war auch der Applaus (Beifall) nach den Darbietungen der Güte derselben entsprechend, so war er doch eine Selbsttäuschung, sowohl für die Spender als auch für die Empfänger. Wenn man auf Hundert von Veranstaltungen zurückblicken kann, kann man sehr wohl die einzelnen Typen der Konzertbesucher studieren. Die einen sitzen da und lassen sich von Tonwellen umspülen wie von Wasserwellen, je lauter die Musik, um so angenehmer und kräftiger der „Wellenschlag". Das sind die primitivsten Hörer. Eine Stufe höher stehen die, welche am Wohllaut der Tonsprache ihre Freude haben, sich aber sofort anfangen zu langweilen, wenn einmal die Musik ihren Ohren nicht schmeichelt. Sie sagen dann gewöhnlich: Das ist mir zu hoch! Das verstehe ich nicht! — Gewiß ein ehrliches Bekenntnis, aber sie bleiben meist dabei stehen. — Dann kommen deijenigen, die mit ihren Ohren und mit ihrem Innern hören, die schon ein gut Teil von der Sprache der Musik verstehen, die ahnen oder wissen, daß die Musik mehr ist als bloßer Klang, daß jedes Tonwerk der klingende Ausdruck eines Erlebnisses des betreffenden Komponisten (Tondichters) ist. Nur trübt ihnen eines den Genuß, daß sie nämlich nicht alles verstehen können, sie wünschen sich sehnlichst jemanden, der von ihnen zum Tonwerk die Brücke des Verständnisses schlägt. Sie sind gekommen, um wirklich etwas Schönes in ihren grauen Alltag mitzunehmen. Denn sie wissen: Kunst ist nicht Luxus, sondern Kunst ist Erhöhung des Daseinsgefühls, der Lebensfreude, Kunsterlebnis gibt neue Kraft für Alltag, Arbeit und Daseinskampf.

Erfreulicherweise bricht sich heute nach den bisherigen Fehlschlägen der Veranstalter mehr und mehr der Gedanke Bahn, daß die Zusammenstellung des Programms in erster Linie die Aufnahmefähigkeit der Hörer zu berücksichtigen hat, und daß die Darbietung anspruchsvollerer Werke stets mit allgemeinverständlichen Einführungen in dieselben verbunden sein muß, möglichst mit erläuternden Musikbeispielen, die jeden Hörer in den Aufbau und den Stimmungsgehalt der Werke einführen, bevor sie ihnen zusammenhängend dargeboten werden. Solche Abende vermitteln nicht nur Musik, sondern zugleich musikalische Bildung und Kultur. Nur so hat der naive (unbefangene) Hörer einen wirklichen Genuß von dem Konzert, nur so verzinst sich für ihn die Kapitalanlage der Eintrittskarte. Es ist in vielen Orten mit größtem Erfolge der Anfang gemacht worden, Konzerte für Arbeiter in dieser Hinsicht zu reformieren. Die einzig mögliche Form einer Sozialisierung künstlerischer Werte! Die Kunst soll ja nicht der Schmuck auf der Tafel weniger Bevorzugter, Kunstverstehender sein, sondern ein blühender Garten für alle.

## Das Arbeitslosen-Quartett

Ich öffne das Fenster und sehe unten im Hof fünf Sänger, blaue Arbeitskittel, rote Liederbücher. Ein Quartett singt: „All mein Gedanken, die ich hab, die sind bei dir . . ." und „Sie gleicht wohl einem Rosenstock". Jetzt tritt der erste Tenor zurück und macht einem jüngeren Sänger Platz. Hart und metallen klingt sein Organ: „Ich, Sohn einer Mutter, bring's nicht in den Sinn, daß ich Granatenfutter im Schützengraben bin."

Ich kenne das Lied. Es steht in der neuen Chorsammlung des Arbeiter-Sängerbundes. Sollten das Arbeitersänger sein? Ich lehne mich aus dem Fenster und rufe „Freundschaft"! Ein fünffaches Echo kommt zurück: Freundschaft!

Im Nu ich auf den Hof, erzähle den Leuten von meinem Arbeiterchor, den ich bis vor kurzem in der Provinz leitete.

„Da können Sie uns wohl," sagt einer, „den Ton angeben für das Lied: „Arbeit". Der Justav trifft 'n nie richtig" Ich tue es, und voller Begeisterung sing das Quartet: „Arbeit! Arbeit! Segenquelle!"

„Sehn Sie, dieses Lied singen wir am liebsten. Arbeit, Arbeit! Wir haben nämlich keene, der schon zwei Jahre nicht, der siebzehn Monate nicht, der . . . der . . . ich . . ." Das graue Los der Arbeitslosen blickt aus ihren Augen. Daheim, irgendwo in einem Hinterhaus wie dem meinigen, wohnen ihre Familien und warten wie hungrige Raben auf die Groschen, die sich die Väter in den Höfen zusammensingen

„Damit wir nicht ganz in der Trübsal des Nichtstuns verkommen und wenigstens Brot und Margarine auf dem Tisch haben, schaffen wir uns Arbeit. Wir singen. Unser Feiertag ist der Mittwoch. Da gehn wir zur Chorstunde. Wir sind alle Mitglieder der „Solidarität".

„Ick schon zwanzig Jahr, unser Justav — na, wie ville sind et denn?" „Achtzehn", sagt ein angegrauter Mann im 1. Baß

Nun erzählen sie von ihrem Verein, von Konzerten, von aufgeführten Werken. Hell und froh werden ihre Gesichter. Früher hieß es wohl: Gesang verschönt das Leben. Heute ist es vielfach so: Gesang hilft das Leben ertragen, macht es zu einem Teil erst lebenswert.

Zum Schluß: Händedruck und „Freundschaft". Am offenen Fenster horche ich dann, wie es gedämpft aus dem Nachbarhofe klingt: „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit . . ."

Hans Heinrich Strätner.

## Neues Preisausschreiben des Sozialistischen Kulturbundes

Seit langem besteht das Bedürfnis nach einfachen, leichtverständlichen, mitreißenden Gesängen, die bei Umzügen, Versammlungen, Festen und Feiern von den Massen gesungen werden können. Bis jetzt werden immer wieder die gleichen Lieder angestimmt, die oftmals weder dichterisch noch musikalisch zeitgemäß sind. Um diesem Mangel zu steuern, hat der Sozialistische Kulturbund beschlossen, ein Preisausschreiben zur Gewinnung solcher Lieder und Gesänge unter folgenden Bedingungen zu erlassen:

Allgemeine Bestimmungen:

1. Es sollen Lieder eingereicht werden, die in Dichtung und Weise volkstümlich und unmittelbar von allen Kreisen des werktätigen Volkes gesungen werden können.
2. Es können Lieder und Gesänge mit und ohne Begleitung sein (Klavier, Laute, Gitarre usw.). Einstimmige Gesänge kommen ebenso in Betracht wie leicht eingehende zwei- und mehrstimmige Gesänge. Alle Möglichkeiten vokaler Behandlung sind freigestellt, doch wird auf die Gewinnung einer unbegleiteten volkstümlichen Weise besonderer Wert gelegt.
3. Die Dichtungen sollen lebendig und unmittelbar aus dem Fühlen und Denken unserer Tage herauswachsen. Als Vorlagen können bereits veröffentlichte oder für diesen Zweck neugeschaffene Dichtungen verwendet werden.
4. Die Kompositionen dürfen noch nicht veröffentlicht sein. Auch sollen keine Bearbeitungen bekannter Lieder eingereicht werden.

Besondere Bestimmungen:

1. Der Preis für das beste Lied beträgt 500 Mk. Als weitere Preise werden ausgesetzt: 2. Preis — 300 und 3. Preis — 200 Mk.
2. Letzter Termin für die Einreichung ist der 1. Januar 1931. Die Einreichung erfolgt unter der Anschrift: Sozialistischer Kulturbund, Arbeiter-Musik-Kommission, Berlin SW 68, Lindenstraße 3.
3. Die eingereichten Manuskripte, die weder den Namen des Komponisten tragen noch von seiner Hand geschrieben sein dürfen, sollen auf der ersten Seite ein Kennwort aufweisen, das zusammen mit dem Namen und der Anschrift des Kom-

ponisten in einem versiegelt beigefügten Umschlag enthalten sein muß.

4. Unleserlich oder mangelhaft geschriebene Manuskripte bleiben von der Prüfung ausgeschlossen.
5. Die Prüfung der eingereichten Manuskripte erfolgt durch einen vom Sozialistischen Kulturbund hierfür bestimmten Prüfungsausschuß.
6. Die Entscheidung des Prüfungsausschusses, welchen der eingereichten Werke die ausgesetzten Preise zuzuerkennen sind, wird am 1. April 1931 bekanntgegeben. Diese Entscheidung ist endgültig und nicht im Rechtswege anfechtbar.
7. Der Prüfungsausschuß kann außer den preisgekrönten Werken auch weitere durch Anerkennung auszeichnen.
8. Der Sozialistische Kulturbund behält sich das Recht der Erstaufführung vor, die sobald wie möglich nach der Veröffentlichung des Ergebnisses stattfinden soll. Im übrigen bleibt jeder Komponist alleiniger Inhaber aller ihm zustehenden Rechte.

## Spart zur Reise nach Nürnberg!

Bekanntlich wird im Jahre 1933 der Bundessängertag des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes, verbunden mit einem Internationalen Arbeitersänger-Treffen, abgehalten werden. Jeder einzelne von unserem Bunde, der sich an der Fahrt beteiligen will, möge schon jetzt anfangen zu sparen. Die Vereinsvorsitzenden sind über die Anlage dieses Geldes informiert.

# Vermischte Nachrichten

### Adventsbräuche.

Nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Erwachsenen, soweit sie nicht völlig im Drange des Tagessorgen und Tagesgeschäfte untergehen, ist die Adventszeit eine Zeit des Hoffens und Erwartens. Lange zurückgestaute Innerlichkeit drängt sich aufs neue ans Licht und fordert ihr Recht. Man überlegt, was man seinen Lieben zum nahenden Feste schenken, womit man sie erfreuen kann. Der Städter weiß kaum noch etwas von den mannigfaltigen Sitten und Bräuchen, die gerade die Wochen vor dem Weihnachtsfeste bunt und schön umkleiden. Der Andreastag, der auf den 30. November fällt, gilt als eigentlicher Beginn der Adventszeit. In Ungarn ist es verpönt, an diesem Tage zu nähen, während bei den Wenden das Spinnen untersagt ist. Für die Zukunft ist der 30. November verheißungsvoll. Wie an ihm das Wetter ist, so wird es in den kommenden Wochen und Monaten sein, ja, die Witterung des ganzen Winters läßt sich aus dem Andreaswetter voraussagen. Man wirft Schuhe und Apfelschalen am Abend dieses Tages hinter sich, besonders, um den Namen des zukünftigen Ehegefährten zu erfahren; auch das Schütteln von bestimmten Bäumen, das Treten der Bettlade und ähnliche Gepflogenheiten zählen zu den heiteren Adventsbräuchen. Wer zur Weihnachtszeit blühende Zweige in der Stube haben will, muß sie am Andreastage schneiden. Brechen die Knospen gerade am vierundzwanzigsten Dezember auf, so bedeutet dies Glück und Segen im neuen Jahre. In manchen Gegenden ist der Brauch, Zweige von den Obstbäumen zu schneiden, am Barbaratage, dem 4. Dezember, anzutreffen.

### Warum ist die 13 eine Unglückszahl?

Daß sie das in den Augen vieler an altem Aberglauben hängender Menschen ist, daran besteht ja kein Zweifel, am 13. eines Monats beginnen sie kein wichtiges Geschäft, unternehmen keine Reise, sie wohnen in keinem Hause, das die Straßennummer 13 trägt, betreten kein Zimmer und dergleichen mehr. Viele große Hotels tragen diesem Umstande Rechnung, indem sie in ihren Zimmernummern die 13 fehlen und auf 12 gleich 14 oder 12a und dann 14 folgen lassen. Woher mag dieser Glaube, der mit einer unschuldigen Zahl Unheil verbindet, wohl rühren? Nun, wie alle derartigen Dinge ist dieser Glaube uralt. Schon bei den primitivsten (einfachsten) Menschen und Völkern, bei denen sich ein Bedürfnis nach einer Zeitregelung geltend machte, übernahm der Mond mit seinen wechselnden Lichtgestalten die Rolle des Zeitreglers, und daher finden wir, daß alle ursprünglichen Kalender Mondkalender sind. Die 12 Mondmonate füllen aber das Sonnenjahr nicht aus, und es mußte sehr bald eine Verschiebung der Monate zu den gewohnten landwirtschaftlichen Verrichtungen eintreten, die sich ja nach dem Lauf der Sonne richten müssen. War diese Verschiebung so weit fortgeschritten, daß z. B. die Ernte im gewohnten Erntemonat nicht reif wurde, so wurde eben ein zweiter Erntemonat, ein 13. Monat, eingeschoben. Später wurde das in ein System gebracht, wie z. B. der jüdische Kalender noch heute in einem Zyklus von 19 Jahren sieben Jahre mit einem 13. Schaltmonat hat. Anfangs aber geschahen solche Schaltungen sicherlich ganz unregelmäßig je nach Bedürfnis, und es ist verständlich, daß sie jedesmal Unbehagen verursachten und solche Schaltzeiten in den Ruf von Unheilszeiten kamen. So ist denn allmählich die arme 13 zur Unglückszahl geworden.

# Rundfunk

### Kattowitz — Welle 408,7

**Sonntag.** 10: Uebertragung des Gottesdienstes. 13: Sinfoniekonzert. 14: Vorträge. 15,40: Stunde für die Kinder. 16,10: Vorträge. 17,45: Nachmittagskonzert. 19: Vorträge. 20,30: Volkstümliches Konzert. 22,15: Abendkonzert. 23: Tanzmusik.

**Montag.** 12,10: Mittagskonzert. 15,35: Aus Warschau. 16,15: Für die Jugend. 16,45: Schallplatten. 17,15: Vortrag. 17,45: Unterhaltungskonzert. 18,45: Vorträge. 20,30: Aus Belgrad. Internationales Konzert. 23: Aus Krakau. 23,30: Tanzmusik.

### Warschau — Welle 1411,8

**Sonntag.** 9,30: Uebertragung des Gottesdienstes. 13: Mittagskonzert. 14: Vorträge. 15,40: Kinderstunde. 16: Vorträge. 16,55: Schallplatten. 17,40: Orchesterkonzert. 19,25: Vorträge. 20: Aus Wilna. 20,30: Volkstümliches Konzert. 21,25: Suitenkonzert. 23: Tanzmusik.

**Montag.** 12,10: Mittagskonzert. 15,50: Französisch. 16,15: Stunde für die Kinder. 16,45: Schallplatten. 17,15: Vortrag. 17,45: Unterhaltungskonzert. 18,45: Vorträge. 20,30: Aus Belgrad. Internationales Konzert. 23: Tanzmusik.

### Gleiwitz Welle 259. Breslau Welle 325.

11,15: Zeit, Wetter, Wasserstand, Presse.
11,35: 1. Schallplattenkonzert und Reklamedienst.
12,35: Wetter.
12,55: Zeitzeichen.
13,35: Zeit, Wetter, Börse, Presse.
13,50: Zweites Schallplattenkonzert.
15,20: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.

**Sonntag, 30. November.** 7,30: Frühkonzert. 9,15: Glockengeläut der Christuskirche. 9,30: Adventskonzert. 11: Katholische Morgenfeier. 12: Aus Leipzig. Märchen-Musik. 14: Mittagsberichte. 14,10: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14,20: Schachfunk. 14,35: Zehn Minuten Vogelschutz. 14,45: Wirtschaftsfunk. 15: Was der Landwirt wissen muß! 15,15: Kinderstunde. 15,45: Unterhaltungskonzert. 17,10: Das Buch des Tages. 17,25: Stunde der Musik. 17,50: Kleine Fälle in Moabit. 18,10: Lieder. 18,40: Wettervorhersage, anschließend: Kritische Paraphrase. 19,05: Wettervorhersage, anschließend: Tänze an zwei Flügeln. 19,30: Das Wasser steigt. 20,10: Militärkonzert. 22,10: Zeit, Wetter, Sport, Programmänderungen. 22,35: Aus Berlin: Tanzmusik. 0,30: Funkstille.

**Montag, 1. Dezember:** 9,05: Schulfunk. 15,35: Das Buch des Tages: Roman aus der Vergangenheit. 15,50: Kleine Klaviermusik. 16,20: Zweiter landw. Preisbericht, anschließend: Die Uebersicht. 16,45: Unterhaltungskonzert auf Schallplatten. 17,15: Vegetarische Ernährung. 17,40: Die Frau als Künstlerin. 18,10: Streichquartett. 18,45: Das wird Sie interessieren! 19,10: Wettervorhersage, anschließend: Abendmusik. 20: Wettervorhersage, anschließend: „Recht und Leben“. 20,30: Aus Belgrad: Internationaler Programmaustausch. Konzert. 22: Zeit, Wetter, Presse, Sport, Programmänderungen. 22,20: Aufführungen des Breslauer Schauspiels. 22,40: Funktechnischer Briefkasten. 23: Funkstille.

# Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

### Bekanntmachung der Zentralbibliothek des Bundes für Arb.-Bildung Königshütte.

Die Bücherausgabe an die auswärtigen Ortsgruppen findet ab 1. Dezember d. Js. nicht mehr am 1. Sonntag im Monat, sondern nur noch wochentags vorm. in den Dienststunden von 9—13 Uhr statt.

Gleichzeitig werden alle Ortsgruppen, insbesondere Eichenau, Chropaczow und Sohrau aufgefordert, sämtliche Bücher bis zum 1. Januar 1931 abzuliefern bezw. umzutauschen.

**Kattowitz.** Am Dienstag, den 2. Dezember, abends 8 Uhr, findet im Saale des Zentralhotels ein Vortrag „Rezitationen von Paul Keller“ statt. Als Referent erscheint Lehrer Büchs, Pleß.

**Bismarckhütte.** Am Montag, den 1. Dezember 1930, abends 6½ Uhr, im Lokal Brzezina findet ein Vortrag statt. Referent Genosse Okonski.

**Königshütte.** Allen Vorstandsmitgliedern zur Kenntnis, daß am Mittwoch, den 3. Dezember, vor Beginn des Vortrages um 6 Uhr, eine Vorstandssitzung stattfindet zu der alle Vorstandsmitglieder zu erscheinen haben.

**Königshütte.** Am Mittwoch, den 3. Dezember, abends 7½ Uhr Vortrag. Als Referent erscheint Herr Lehrer Boese. Um zahlreiches Erscheinen wird ersucht.

# Versammlungskalender

### Arbeiter-Sängerbund.

Die Generalprobe beginnt pünktlich um 2 Uhr nachmittags, im Konzertsaale der Reichshalle (Sala Powstancow), Plac Wolnosci (Wilhelmsplatz). Pünktliches und vollzähliges Erscheinen ist eine selbstverständliche Ehrenpflicht. Alle Noten müssen an Stelle sein!

### Wochenplan der D. S. J. P. Kattowitz für die Zeit vom 24. bis 30. November.

Sonntag: Heimabend.

Werbet für die Jugend!

### Wochenprogramm der D. S. J. P. Königshütte.

Montag, den 1. Dezember 1930: Gesangstunde.
Dienstag, den 2. Dezember 1930: Volkstanzabend.
Mittwoch, den 3. Dezember 1930: Vortrag B. f. A.-Bildung.
Donnerstag, den 4. Dezember 1930: Singabend, Gesellschaftsspiele.
Sonnabend, den 6. Dezember 1930: Schattenspiele.
Sonntag, den 7. Dezember 1930: Morgenfeier von 10 Uhr früh.

### Berichtigung der Bezirkstour und Sonnenwende.

Dem Gauobmann ist bei Aufstellung dieser Tour ein Irrtum unterlaufen und soll hiermit richtig gestellt werden:

Am Sonntag, den 30. d. Mts., unternimmt der Verein einen Ausflug in die Wälder von Panewnik. Die Ortsgruppen sammeln sich um 9½ Uhr vormittags bei Schwertfeger. — Bei dieser Gelegenheit werden Vorbereitungen für die Wintersonnenwendfeier getroffen, wie Auskundschaftung geeigneten Geländes, Besorgung von Nachtquartier usw.

**Kattowitz. (Kinderfreunde.) An diesem Sonntag fällt die Zusammenkunft aus. Sagt's weiter! Freundschaft!**

**Königshütte.** (Maschinisten und Heizer.) Am Sonntag, den 30 November, vorm. 10 Uhr, findet im Volkshaus die fällige Mitgliederversammlung statt. Kollegen, erscheint vollzählig!

**Königshütte.** (D. M. V.) Am Sonntag, den 30. November, vormittags 9½ Uhr, findet im Volkshaus, ulica 3-go Maja 6 eine Mitgliederversammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes statt. Der Wichtigkeit wegen wird um zahlreichen Besuch gebeten.

**Königshütte.** (Touristen-Verein „Die Naturfreunde“.) Am Dienstag, den 2. Dezember, findet im Vereinszimmer des Volkshauses die Monatsversammlung statt. Anfang 7½ Uhr. Pünktliches und vollzähliges Erscheinen sehr erwünscht. Gäste willkommen.



**Werbet ständig neue Leser für den Volkswille!**